

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Durlacher Tagblatt. 1920-1964 1936

86 (11.4.1936) Zweites Blatt

Umschau.

Es geht um Europa. — Die Unbelehrbaren in Frankreich.
Die Stimmung in England.

Durlach, 11. April.

Genf ist in dieser Woche wieder ein Zentrum wichtiger Beratungen geworden um Fragen, die wahrlich nicht nur Europa, sondern die ganze Welt angehen, denn bei dem allgemeinen Durcheinander, das als Folge des Versailler Diktates und als Folge des Festhaltens an der Versailler Politik durch die französischen Stellen entstanden ist, sind diese Fragen ohne, daß sie etwas miteinander zu tun haben bräuchten, aufs Unheilvollste verflochten. Jeder Staat sucht natürlich sein Interesse zu wahren, aber das geht so weit, daß jeder mögliche Ausgleich bewußt verhandelt wird. Das zeigt auch wieder der Inhalt der am Mittwoch in Genf überreichten französischen Denkschrift zur Rheinlandsfrage.

Am ruhigsten können wohl zurzeit wir Deutsche den Dingen ins Auge schauen, denn unsere Regierung steht innenpolitisch auf einem festen unerschütterlichen Fundament. Ihr klarer und fester Kurs wird vom deutschen Volksempfinden so voll verstanden, wie das der 29. März so gut wie hundertprozentig gezeigt hat. Anders sieht es in Frankreich aus. Dort zeigt sich immer stärkeres Mißbehagen, gerade im Volk und ein Zukunftsbang, in Konflikte hineingezogen zu werden, die immer weitere Kreise als vermeidbar ansehen. Und nun stehen Wahlen vor der Tür, die daher bei der innenpolitischen Versäufung Frankreichs vielleicht eine Mehrheit für irgend eine Regierung, aber keine klare Entscheidung über den Zukunftsweg des Landes bringen werden. Und dabei liegen in Paris gerade besonders wichtige Schlüssel für die Neugestaltung Europas und für den europäischen Frieden.

Aber auch in England ist man unzufrieden und hat allen Anlaß dazu. Die Blätter üben scharfe Kritik an der Regierungspolitik, die, wie ein bedeutendes Blatt kürzlich sagte, „jeder vernünftige Engländer mit Entsetzen betrachtet“. Aus diesem Gefühl des Unbehagens sind wohl auch die Gerüchte zu verstehen, welche von einer bevorstehenden Regierungsumbildung sprachen, Gerüchte, die freilich vom Ministerpräsidenten Baldwin im Parlament gleich dementiert wurden. Aber die wiederholten Meldungen von den Meinungsverschiedenheiten in der englischen Regierung konnten nicht dementiert werden, zumal sie erklärlich sind, angesichts der äußerst schwierigen Probleme der englischen Außenpolitik und der großen Verantwortlichkeit, die auf deren Führung lastet.

Für die Gedankengänge der maßgebenden französischen Kreise ist es bezeichnend, daß angesichts der Wiedergewinnung der deutschen Souveränität im Rheinland sogleich die rhetorische Frage erhoben wurde, „was denn nun eigentlich Frankreich tun wolle, um angesichts seiner Abriegelung vom Rhein durch die Wiedererrichtung Deutschlands seine Bündnispflichten zu erfüllen?“. Und eine Behauptung dazu lautete, daß die französische Armee nun „in Frankreich gefangen sei“. Ein General hat sogar einen Operationsplan ausgearbeitet, wie Frankreich nun seinen östlichen Verbündeten zu Hilfe kommen könnte. Es müßte sich mit Italien verbünden, ihm einen Teil der Herrschaft über das Mittelmeer zuerkennen. (Was wird England dazu sagen?), um dann eine Expeditionsarmee entweder über die Adriaflüssen des (verbündeten) Jugoslawien oder gar in das Schwarze Meer durch die Dardanellen (wo auch die Türkei einiges zu sagen hat) nach Osten senden zu können.

Aus einer solchen Geistesverfassung heraus kann natürlich kein Friede entstehen. Die ganze französische Disposition und alle Bündnisse mit Oststaaten haben ja für Paris keinen anderen Zweck, als den, Deutschland nie der zu halten, die Macht- und Diktatpolitik von Versailles mit allen Mitteln zu festigen. Und die Maginot-Linie, jene gewaltigen, uneinnehmbaren Befestigungen am Rhein, unter deren Kanonen unser badisches Land liegt, dient eben auch nicht Verteidigungszwecken, sondern ist als Ausfallstor gedacht, wie das zu allen Zeiten mit dem französischen Befestigungssystem am Rhein der Fall war. Der französische General Dural, von dem die oben erwähnten strategischen Pläne stammen, hat selbst zugegeben, daß die Maginotlinie als Ausfallstor gegen Deutschland gedacht war, eine Feststellung, die für uns freilich nicht neu ist, denn im letzten Herbst hat der Sowjetmarschall Tuchatschewski bei einem Besuch dieser Befestigungen ja schon das gleiche mit Befriedigung festgestellt. Nun sollen sie aber diesem ihrem Hauptzweck nicht mehr dienen können — weil deutsche Truppen in der Rheinlandszone stehen — und das eben betrübt Herrn Dural so sehr, deshalb steht man nun alles daran, damit wenigstens Deutschland die Anlage von Befestigungen im Rheinland in der Rheinlandszone verboten wird.

Aus solchem Denken und aus solcher Auffassung von Sicherheit können sich wie gesagt keine Gedankengänge ergeben, die zur Errichtung eines neuen europäischen Friedensgebäudes dienen können. Gewiß gibt es in Frankreich auch andere Kreise, die hier weiter und klüger denken. Und es ist bezeichnend, daß man sie gerade unter den Rechtspolitikern auffindet. Kompliziert wird die Sache noch dadurch, daß man in Paris auch weiß, daß England nicht mehr so wie einst für ein militärisches Bündnis zu gewinnen ist und daß man in London sich die Frage der Beistandspflichten mit ganz anderen Augen ansieht als vor dem Weltkrieg.

Die Stimmung im englischen Volk ist es ja, die der Regierung schon ein recht deutliches Hall zugerufen hat,

als Frankreich in dieser Hinsicht nach dem 7. März gleich neue Wünsche äußerte. Eden hatte gewiß Beifall, als er an Englands Unterstift unter den Locarnovertrag erinnerte, aber als er diese Unterstift in etwas gefährlicher Weise verstärkte, wozu England nicht verpflichtet war, indem er in die Besprechungen der Generalsstabe einwilligte, kam Widerspruch. Freilich verneinte England gleich in sehr vernünftiger Weise die Notwendigkeit militärischer Hilfeleistung zum Vertreiben deutscher Truppen aus dem Rheinland. Ueberflüssig wiederum war, daß England Frankreich dabei, um es zu beruhigen, zusätzliche Sicherungen für den Fall eines deutschen Angriffs versprach, denn wir denken nicht daran, Frankreichs Rheinbefestigungen anzugreifen und wüßten auch gar nicht, was das für einen Zweck und Nutzen für uns haben sollte.

Englands Sorgen sind aber mit der Rheinlandsfrage und den französischen Ansprüchen wahrlich nicht erschöpft, es sind das sogar seine geringeren Sorgen. Die größte augenblickliche Schwierigkeit macht der Afrikakonflikt, bei dem man ja Italien gegenüber einen klaren Mißerfolg sehr zum Schaden des Ansehens des britischen

Weltreiches bereits zu verzeichnen hat. Und dies, nachdem der Außenminister Hoare die Lage richtig gesehen und einen Ausgleichsplan vorgeschlagen hatte, der freilich nicht mit der Formaljuristerei Pariser und Genfer Art übereinstimmte, aber vielleicht den Konflikt doch hätte beilegen können, wenn man nicht Hoare kurzfristiger Weise deswegen prompt gestürzt hätte. Was die deutsche Frage anlangt, so brauchen die Engländer nach dem Flottenvertrag von 1935, der ihnen eine Hauptjorge abnahm, sich wahrlich nicht zu beunruhigen, und deshalb ist auch das englische Volk mit allzugroßen Zugeständnissen Frankreich gegenüber nicht zufrieden. Auch sieht der Engländer keinen Grund dafür, warum nicht auch Frankreich in ein besseres Verhältnis zu Deutschland kommen könnte.

Es geht um nichts anderes als um die Einsetzung der Vernunft in die europäische Politik, durch die Europa auch in der Welt besser dastehen würde. Durch die aber auch die wirtschaftliche Zusammenarbeit der Völker erst wieder hergestellt werden kann. Mit aktiven Ladehütern aus Versailles und Genf ist das freilich nicht zu machen.

Echo zum französischen Plan

Das „Recht“ des Gegenplans

Der französische Gegenplan zum großzügigen deutschen Friedensplan ist in Genf jetzt bekanntgegeben worden. Er bringt gegenüber dem schon vorher Gemeldeten nichts wesentlich Neues. Es bleibt bei den Ansichten aus dem Gedanken an den einstigen Genfer Protokolls des Briandischen Paneuropaplanes, des Memorandums von Herriot und Paul-Boncour. Daß alle diese Bestandteile zu einem organischen und konstruktiven Ganzen zusammengefaßt wären, läßt sich beim besten Willen nicht behaupten.

Im übrigen lehrt schon ein flüchtiger Blick in das Dokument, daß dieser Gegenplan durch Widersprüche in seinem Gefüge gesprengt wird. Da wird z. B. als einer der Hauptpunkte die Anerkennung der Rechtsgleichheit und der Unabhängigkeit aller Staaten in den Vordergrund gerückt. Daneben aber steht die Forderung der Respektierung der vertraglichen Verpflichtungen. Man sollte sich in Paris daran erinnern, welche „vertraglichen Verpflichtungen“ man im Jahre 1919 mit auf die Brust gelehrt hat: die unterlegenen Staaten aufzuheben. Sie sind ausnahmslos auf die Verweigerung der Rechtsgleichheit abgestellt. Will man sie jetzt anerkennen, dann kann man nicht gleichzeitig Respektierung der Verträge verlangen, die — das muß immer wieder gesagt werden — keine freien vertraglichen Abmachungen waren, sondern Zwangsdiktate.

Wenn dann die französische Denkschrift von der Lösung aller Konflikte nach einem allgemeiner verbindlichen internationalen Recht spricht, so ist auch hier wieder zu sagen, daß nach französischer Auffassung dieses internationale Recht in jenen Verträgen codifiziert sein soll. Dieses „Recht“, auf Grund dessen im Falle von Meinungsverschiedenheiten geurteilt werden soll, ist aber im höheren Sinne kein Recht.

Beschränkung der Rüstungen zur Vermeidung der Hegemonie stärkerer Völker über die schwächeren. Auch diese Forderung steht in der französischen Denkschrift. Ist hier den französischen Staatsmännern ein lichter Moment der Selbsterkenntnis gekommen und beabsichtigen sie die gewaltige Rüstung, die Frankreich sich mit seinem Heer, seinen Befestigungen und seinen Militärbündnissen zulegte um seine Hegemonie über Europa auszurichten zu können, wieder abzutreiben?

Gegen das in der Denkschrift zum joundsovierten Male aufgewärmte Kollektivsystem ist erneut einzuwenden, daß es auf dem Prinzip des unbedingten Interventionsrechtes beruht, und damit nicht Sicherheit schafft, wie der deutsche Plan es will, sondern die Sicherheit Europas dauernd gefährdet.

Der „Berliner Lokalanzeiger“ führt aus: Frankreich bleibt bis an die Zähne mit seinen Paragrafen, seinen Vorprüchen, seinem Sicherheitswahn und seinem Dünkel gerüstet. Paris will den großmütigen deutschen Friedensplan als ganzen nicht, sondern klammert sich an Einzelheiten, um so die Faltung des Reiches zu entwerfen. Die Denkschrift hinterläßt einen peinlichen Eindruck. Was enthält aber der Pariser Gegenplan? Es wirkt fast wie Hohn, wenn die Erklärung feierlich mit dem französischen Willen zu einem Frieden mit allen beginnt. Einem Frieden der Gleichberechtigung, des Vertrauens und der Ehre. Und dann werden diese Grundzüge im Einzelnen entwickelt, aber müssen das nicht leere Worte bleiben, solange der ehrliche Geist der Verständigung fehlt? Frankreich hat gepöbelt, es hat nicht viel Neues gebracht, und trotzdem können sich die Völker damit nicht begnügen, sie müssen weiter. Wir glauben, daß die Pariser Dokumente den Fortschritt zum Frieden nicht aufhalten werden.

Selbst Pariser Stimmen unzufrieden

Die beiden französischen Schriftstücke, die Denkschrift und der Friedensplan stehen selbstverständlich im Mittelpunkt der Betrachtungen der Pariser Presse. Ferner finden sich Hinweise auf die Verbalnote Landins an Eden, der Wortlaut ist zwar noch nicht bekannt, nach dem aber, was über diese Verbalnote durchdringt, scheint sie vor allem die Engländer zu den französischen Auffassungen bekehren zu sollen, daß die Vermittlung und Versöhnung infolge der Haltung Deutschlands überholt und gescheitert sei und daß man jetzt noch eine Politik einschlagen könne, wie sie in dem Bürgerkriegsdekrete angedeutet sei.

Aus den Gegenständen der französischen und englischen Politik wird kein Hehl gemacht. Die französischen Pressevertreter in Genf bemühen sich im übrigen, den dort entstandenen Eindruck, daß die französischen Schriftstücke zu „klassisch“ und zu wenig neuartig seien, abzustreifen. Der Außenminister des „Echo de Paris“ schreibt, die Denkschrift sei eine klare, nachdrückliche und stichhaltige Zurückweisung der deutschen Beweisgründe zur Rechtfertigung des 7. März. Die Friedensdeklaration kamme aber sicher nicht aus derselben Feder. Der Friedensplan habe das

Aussehen eines Wahlplakates, denn er enthalte alle wunden Trümmereien von 1924 bis 1931. Es werde nur zur Erbauung der Volksmassen dienen. Der Plan ist somit ein Rückschritt.

Der außenpolitische Berichterstatter des „Excelsior“ sagt eine Vereinfachung der Genfer Verhandlungen voraus. Logischerweise hätte der französische Plan in Genf begeisterte Aufnahme finden müssen. In Wirklichkeit habe er aber nicht das erwünschte Verständnis und die erwünschte Sympathie gefunden. Frankreich, so droht der Berichterstatter, werde auf kein Druckmittel verzichten, um einem Recht Geltung zu verschaffen, das nicht allein das feine, sondern auch das der kleinen Nachbarstaaten Deutschlands sei (!)

Während das „Deuore“ in einer Betrachtung feststellt, daß die hungernden Völker von „Plänen“ nicht satt werden, berichtigt die außenpolitische Mitarbeiterin des Blattes aus Genf, wenn die englisch-französische Meinungsverschiedenheit andauere, werde der Völkern nicht mehr lange leben. Frankreich und Großbritannien, die doch aufrichtig den Völkerbund stützen wollen, unterhöhlen ihn um die Werte. Der französische Plan ist allgemein gleichgültig und ungünstig aufgenommen worden. Noch vor einigen Monaten würde er unter den Völkern Begeisterung hervorgerufen haben.

„Ordre“ findet die französische Denkschrift unzulänglich, billigt aber den französischen Friedensplan nicht, denn er entspreche weder den praktischen Wirklichkeiten noch den möglichen Entwicklungen. Auch der Berichterstatter des „Jour“ verhält sich ablehnend; er schreibt, es sei nicht übertrieben, wenn man feststelle, daß der französische Plan durch seinen utopischen und unzeitgemäßen Charakter die Haltung Frankreichs gegenüber Deutschland noch mehr in Mißkredit bringen werde.

Kritische Aufnahme in England

Die Aufnahme der französischen Antwort ist kritisch. Eine volle und vorbehaltlose Zustimmung findet sich in keinem Blatt. Die Stellungnahme der konservativen Presse zeigt deutlich das Mißbehagen, das die französischen Vorschläge ausgelöst haben, während die Oppositionsblätter die von den Franzosen angelegte geplante Stärkung des Völkerbundes zwar grundsätzlich begrüßen, aber von diesem Gesichtspunkt ausgehend zunächst verlangen, daß Frankreich seinen Verpflichtungen als Völkerbundsmitglied nachkomme und sich im italienisch-abyssinischen Streitfall auf die englische Seite stelle.

Die Genfer Berichte der englischen Zeitungen haben ohne Ausnahme hervor, daß sich weitgehende Meinungsverschiedenheiten zwischen Großbritannien und Frankreich in Genf am Mittwoch hätten feststellen lassen, die in dem englischen Wunsch auf Fortsetzung der Verhandlungsversuche ihre Ursache hätten. Unverblümt wird auch auf einen scharfen Gegensatz in der absehbaren Frage hingewiesen.

Im einzelnen schreibt die „Times“ man müsse Zweifel darüber haben, ob die Vorschläge des französischen Planes praktisch durchführbar seien. Europa sei kaum dafür reif, in so starkem Maße in seiner Souveränität beschränkt zu werden, wie das verlangt werde. Der Plan einer Völkerbundsarmee sei auch in einer abgeänderten Form nicht überzeugend.

Auch die „Morningpost“ übt an den französischen Vorschlägen eine zurückhaltende Kritik. Ob aber etwas Greifbareres als eine Aussprache herauskommen werde, das wage man angesichts der traurigen letzten Erfahrungen kaum zu hoffen.

Der „Daily Telegraph“ erklärt, daß die französischen Vorschläge zum Teil überhaupt nicht durchzuführen seien. Wenn eine Sache in der letzten Zeit klar herausgestellt worden sei, so sei es die, daß eine internationale Polizeistreitmacht ein Einfall sei, der mit der gegenwärtigen Lage in Europa nicht im geringsten Maße in Beziehungen stehe. Auch der Vorschlag einer europäischen Kommission sei unpraktisch.

„News Chronicle“ macht sich über die Diplomatie lustig, die es für richtig halte, auf den Vorschlag eines Planes mit einem Gegenplan zu antworten. Wenn jede Macht diesem Beispielfolge, werde das Ergebnis nur in einem Chaos bestehen. Der französische Plan enthalte einige gute Punkte. Aber in der Hauptsache scheine er ein Veruch zu sein, die gegenwärtige politische Lage in Europa ein Vierteljahrhundert aufrecht zu erhalten.

Ablehnend äußert sich auch die „Financial News“, die meint, daß infolge des französischen Verhaltens das kollektive System zusammenzubrochen drohe.

„Omelette mit faulen Eiern“

London, 9. April. Dem französischen „Friedensplan“ ist nach einer Reutersmeldung eine sehr ungünstige Aufnahme in Genf zuteil geworden. Er werde als „phantastisch, ehrgeizig und undurchführbar“ betrachtet. Selbst in französischen Kreisen sei man von dem Plan nicht begeistert. Von den meisten Beobachtern werde er mit einer „Omelette mit faulen Eiern“ verglichen, womit gemeint sei, daß er alle unter den Tisch gekehrten Vorschläge des letzten Jahrzehnts und noch ältere Sachen enthalte.

Amerika sagt: „Kein diplomatisches Dokument, sondern eine Wahlrede“

Die „New York Times“ schreibt in einem aus Paris datierten Aufsatz, der französische Plan und die Antwort an Deutschland seien in einer Sprache geschrieben, die mehr einer politischen Erklärung oder sogar einer Wahlrede glichen, als einem diplomatischen Dokument. Man werde sich, so schreibt das Blatt weiter, in Deutschland und anderswo fragen, zu welchem Zweck dieser ganze von den Franzosen vorgeschlagene komplizierte Apparat aufgezogen werden solle. Man werde sich fragen, warum Frankreich nicht einmal zugebe, daß es gemeinsam mit gewissen anderen Staaten beschloffen habe, ein System gegenseitiger Hilfspakte zu errichten, das sich um kein Zota von dem alten System der Kriegsbündnisse unterscheide.

Ungarn lehnt entschieden ab

Der französische Friedensplan wird von der ganzen ungarischen Presse einmütig und entschieden abgelehnt. „Magyarhaz“ nennt die französischen Dokumente eine wunderbar einfältige Mischung von idealistischen Parolen und dem ganz nackten Egoismus. Sogar die Freunde Frankreichs müssen verzweifeln über die grausamen, unmöglichen und haarsträubenden Irrtümer des Glandin'schen Planes. Laut „Pesti Hírlap“ eröffnen die französischen Dokumente wenig Aussicht auf die friedliche Lösung der Locarnotrie. Die Friedensverträge haben aus Europa ein Zuchtthaus gemacht, in dem die aufgerüttelten und alliierten Nationen als Gefangenen in der Kette und entredeten Nationen bewachen. Das Wesen des französischen Friedensplanes bestehe darin, daß er die Kerkermauern noch mehr befestigt und das Schicksal der Gefangenen noch hoffnungsloser macht. Aus diesem Plan werde nicht der Friede, sondern nur eine neue Katastrophe hervorgehen.

Weiterhin scharfe ungarische Kritik am französischen Plan.

DNB. Budapest, 10. April. Die Morgenblätter setzen ihre scharfe Kritik am französischen Plan fort.

„Dieser Friedensplan“, schreibt das der Regierung nahestehende Blatt „Híreggelenek“, enthält nicht die Elemente der Versöhnung und der Zusammenarbeit, sondern die Drahtgitter des Mißtrauens und der Starrköpfigkeit. Europa will sich aus dem Kerker befreien, in den es durch einen französischen Suizid vor 17 Jahren eingekerkert worden ist.

„Magyarhaz“ sagt: „Es ist nur zu bedauern, daß Glandin durch einen solchen unmöglichen, unmoralischen, ideenlosen und ungerechten Plan das Wachstum der deutschen Bäume verhindern will. Frankreich hat sich als Galeerenflotte an ein brüchiges Schiff gebunden, während der deutsche Dampfer immer schneller und kühner auf den freien Wellen des Ozeans dahinschwimmt.“

„Versailles Nr. 2“

Schwedische Blätter über das französische Aktienstück

Stockholm, 10. April. Der sogenannte französische Friedensplan hat in der hiesigen Presse mit geringen Ausnahmen durchweg eine kühle, ja deutlich abweisende Bewertung erfahren.

„Das Echo von Versailles“ nennt eines der größten Provinzblätter, „Svegdöda Korrespondenten“, den ganzen Plan und erklärt, das Bestreben Frankreichs gehe im Grunde dahin, aus der kollektiven Sicherheit unter allen Umständen einen kollektiven Krieg zu machen. Frankreich habe gar nichts gelernt, aber auch nichts vergessen. Man könne sagen, der französische Plan sei der letzte verzweifelte Versuch, die Unantastbarkeit der Friedensverträge zu bewahren und die Einkreisung Deutschlands zu fördern. Demgegenüber stellt das Blatt den „zweifelslos ehrlich gemeinten und konstruktiven deutschen Friedensplan“ als wirkliche Möglichkeit zur Verständigung hin.

„Na Dagligt Allehanda“ sagt: Die ersten und größten Vertragsbrecher nach dem Weltkriege waren die Mächte, die Deutschland zur Unterzeichnung des Vertrages von Versailles gezwungen haben. Es sei darum, fährt das Blatt fort, eine maßlose Heuchelei von Frankreich, das 16 Jahre lang nicht das geringste zur Erfüllung seiner Versailler Abkühlungsverpflichtungen getan habe, nun Deutschland der Vertragsverletzung zu beschuldigen und Garantien zu fordern, zumal gerade Deutschland zu den Staaten gehöre, die sich in dieser Hinsicht am wenigsten zuschulden kommen ließen. Der ganze französische Plan macht, nach Ansicht von „Afton Bladet“, den verblüffenden Eindruck eines Versailles Nr. 2 und werde wohl kaum von Deutschland ernstlich erörtert werden können.

Kühle Aufnahme des französischen Planes in Washington

Washington, 10. April. Die französischen Gegenentwürfe haben in den hiesigen politischen Kreisen keine Begeisterung ausgelöst. Man betrachtet die französischen Vorschläge als unpraktisch. Den französischen Vorschlag auf Entsendung einer internationalen Polizei hält man hier für eine völlig abwegige Idee, die Europa niemals zur Ruhe bringen würde.

Belgische Enttäuschung über die französischen Gegenentwürfe

DNB. Brüssel, 11. April. Die französischen Gegenentwürfe zum deutschen Friedensplan sind in Belgien mit sehr gemischten Gefühlen aufgenommen worden. Selbst die Blätter, die aus ihrer frantophilen Einstellung heraus mit den in dem französischen Schriftstück enthaltenen Verdächtigungen und Anschuldigungen Deutschlands einverstanden sind, halten mit ihrer Enttäuschung über den unkonstruktiven und wirklichkeitsfremden Charakter der französischen Vorschläge nicht zurück.

Dieser Blätter, die den Inhalt der Vorschläge auf ihre praktische Bedeutung für Belgien untersuchen, kommen zu einem völlig negativen Ergebnis. Am schärfsten verurteilt die Vorschläge „Binetisme Siecle“, feststellt, daß selten ein diplomatisches Schriftstück eine so schwere Enttäuschung hervorgerufen habe. Das führende katholische Blatt stellt einen Vergleich an mit den Friedensvorschlägen des deutschen Führers und Reichskanzlers, die einen starken Eindruck in Belgien gemacht hätten. Hitler habe ein Statut für Westeuropa vorgeschlagen, das verlockend sei wegen seiner Klarheit und der vollständigen Gleichberechtigung, mit der alle Nationen behandelt würden. Die Völker, die den Frieden wollten, hätten in dem System Hitlers Vorschläge gesehen, die geeignet seien, in kurzer Zeit einen annehmbaren modus vivendi zu schaffen. Demgegenüber stelle die französische Denkschrift eine grausame Enttäuschung dar. Vom belgischen Standpunkt aus weist das Blatt mit größter Entschiedenheit die französische These über den Sinn der entmilitarisierten Zone und damit auch die Forderung eines Verbotes künftiger Befestigungsanlagen im Rheinland zurück.

Mit belgischer Ironie äußert sich auch die „Libre Belgique“ zu der französischen Theorie über den Zweck der entmilitarisierten Zone. Wenn Deutschland verhindert werden solle, das Rheinland zu befestigen, so gehe dies, wie man jetzt erfahren habe, nicht um die französische oder die belgische Grenze zu

sichern, sondern um der französischen Armee die Möglichkeit zu geben, in Deutschland einzufallen, um den östlichen Verbündeten Frankreichs zu helfen.

In demselben Sinne wie beiden führenden kath. Blätter, die in Brüssel von dem französisch sprechenden Teil der Bevölkerung viel gelesen werden, äußert sich auch das führende Organ der flämischen Katholiken „De Standaard“. Die französische Forderung eines Verbots oder einer Einschränkung der deutschen Befestigungsanlagen im Rheinland sei unvereinbar mit der Gleichberechtigung Deutschlands. Wie könne man sich, schreibt das Blatt, eine solche einseitige Beschränkung der deutschen Souveränitätsrechte in einem gemeinsamen europäischen Sicherheitsplan überhaupt vorstellen?

Die radikalistische „Schelde“ meint, selten habe man ein kindischeres Schriftstück gelesen. Es enthalte hohle Phrasen, wie sie ja überhaupt in der französischen Politik in Ehren stünden.

Auch diejenigen Blätter, die in der Verurteilung der französischen Denkschrift nicht soweit gehen, wie die genannten Pressestimmen, tadeln die Utopie, die daraus spreche. „Echo de la Bourde“ meint, die französischen Vorschläge schienen nicht Rücksicht zu nehmen auf die wirkliche Lage auf dem europäischen Kontinent. Man habe nicht den Eindruck, daß dieser Plan Europa schnell aus den Schwierigkeiten herausführen werde. Die „Nation Belge“, die ebenso wie das obengenannte Blatt mit dem juristischen und historischen Teil des Memorandums einverstanden ist, weist gleichfalls auf den wirklichkeitsfremden Charakter der Vorschläge hin. Das Blatt meint, ein „deklamatorischer“ und hochtrabender Ton gebe dem Ganzen den Charakter einer Wahlrede.

Neftos gebilligt wird das französische Memorandum bezeichnet vorderhand vom „Peuple“, dem Hauptorgan der belgischen Sozialisten.

„El Sol“ lehnt Glandins Vorschläge ab

DNB. Madrid, 11. April. Die Madrider republikanische Zeitung „El Sol“ erklärt zur französischen Denkschrift, die fast einmütig ablehnenden Kommentare der ganzen Welt rechtfertigten indirekt den Schritt Hitlers völlig. Frankreich wolle keinerlei Revision. Der französische Plan wolle weiter nichts, als die Hegemonie Frankreichs über Europa aufrecht erhalten und die Rechte der Nachkriegsverträge retten. Jedenfalls sei die gänzliche Ablehnung durch die englische Presse wichtig. Die Vorschläge Glandins seien sowohl vom juristischen wie vom politischen Standpunkt aus völlig untragbar.

Was sollen angesichts der festsitzenden Ungerechtigkeit jene Worte von der Gleichberechtigung bedeuten? Welche Gleichberechtigung solle z. B. Deutschland darin erblicken, daß man ihm selbst die Befestigung der Rheinzone verbiete, während Frankreich die riesige Maginot-Linie aufrecht erhalte? Der Widerstand Frankreichs, seine Siegerstellung abzulegen, sei die Ursache aller europäischen Verwirrungen. Alles, was diesen Geist aufrecht erhalte, könne nicht als friedensfördernd bezeichnet werden.

Die französische Denkschrift habe dazu beigetragen, dem deutschen Plan wesentlich mehr Volksnähe zu verschaffen. Er habe jedenfalls den großen Vorteil, daß er sich auf der politischen Wirklichkeit aufbaue, die der französische Plan vollständig außer acht lasse: Auf der Evolutionierung der Völker und auf dem Gefühl für nationale Würde.

Beginn der Besprechungen der Restlocarnomächte

DNB. Genf, 10. April. Die Besprechungen der restlichen Locarnomächte haben um 15 Uhr im neuen Völkerbundgebäude begonnen. Für England nehmen Eden und Lord Halifax, für Frankreich Glandin und Paul-Boncour, für Belgien van Zeeland und van Juyne und für Italien Baron Aloisi und Rocco daran teil.

Wie verlautet, wird Baron Aloisi Genf bereits am Freitagabend verlassen.

Kurze Unterbrechung der Locarno-Besprechungen

DNB. Genf, 10. April. Die Sitzung der restlichen vier Locarnomächte wurde um 19.30 Uhr unterbrochen und soll um 21.15 Uhr im Hotel der französischen Abordnung wieder aufgenommen werden.

Restlocarnomächte beschließen Fortsetzung der Schlichtungsverhandlungen

DNB. Genf, 10. April. Die Restlocarnomächte haben, wie verlautet, entsprechend der englischen Auffassung beschlossen, daß die Schlichtungsverhandlungen fortgesetzt werden sollen. Der englische Außenminister wurde beauftragt, wiederum mit der deutschen Regierung in Verbindung zu treten, um die Klärstellung einiger Punkte des deutschen Planes herbeizuführen. Eine neue Zusammenkunft der Locarnomächte wurde für Mitte Mai anlässlich der ordentlichen Tagung des Völkerbundsrates vorgeseh.

Eine für Freitagabend anberaumte Sitzung dient lediglich der Ausarbeitung einer gemeinsamen Mitteilung über die heutigen Beschlüsse.

Amtliche Verlautbarung der Restlocarnomächte über ihre Besprechungen

DNB. Genf, 11. April. Über die Besprechungen der Locarnomächte wurde am Freitagabend nach 11 Uhr folgende gemeinsame amtliche Verlautbarung ausgegeben:

Die Vertreter Belgiens, Frankreichs, Englands und Italiens sind am 10. April 1936 in Genf zu einem Meinungsaustausch zusammengetreten.

Sie nahmen Kenntnis von der Absicht, die deutsche Regierung in Punkt 3, 4, 5, 6 und 7 ihres Memorandums vom 31. März 1936 zum Ausdruck gebracht hat.

Sie stellten fest, daß die deutsche Regierung zur Wiederherstellung des für die Verhandlungen über neue Verträge unerlässlichen Vertrauens keinen Beitrag geliefert hat, der sofortige allgemeine Verhandlungen und die Anwendung von Artikel 7 der sogenannten Londoner Vorschläge vom 19. März ermöglicht hätte.

Sie sind jedoch der Auffassung, daß es erwünscht ist, alle Schlichtungsgelegenheiten völlig auszuschöpfen; zu diesem Zweck ist die Auffklärung einer Anzahl von Punkten des deutschen Memorandums in erster Linie notwendig, insbesondere derjenigen, die im französischen Memorandum erwähnt sind. Die Vertreter Englands werden zu diesem Zweck mit der deutschen Regierung in Fühlung treten. Insbesondere werden sie sich erlauben, welche Bedeutung die deutsche Regierung den von ihr vorgeschlagenen zweijährigen Verträgen gibt und wie diese Verträge sich im Rahmen der kollektiven Sicherheit oder des gegenseitigen Bestandes, wie er in der Völkerbundsatzung vorgesehen ist, einfügen würden.

Die Vertreter Frankreichs machten alle Vorbehalte für den Fall des Eintritts irgend welcher materieller Veränderungen in der Lage der Rheinzone während der in Frage stehenden Erörterungen. Für den Fall irgend welcher derartiger Veränderungen beschloffen die Vertreter der vier Regierungen, sich sofort zu verammeln. Sie nahmen Kenntnis von der Tatsache, daß die Fühlungnahme zwischen den Generalsäben, wie sie im Abschnitt 3 der Londoner Vorschläge vorgesehen ist, am 15. April beginnen soll. Sie beschloffen, dem Völkerbund den französischen Friedensplan für eine eingehende Prüfung vorzulegen. Die Zustimmung der deutschen Regierung soll eingeholt werden für eine gleiche Verlegung des deutschen Memorandums an den Völkerbundsrat, vorbehaltlich der Bemerkungen in Absatz 3 oben. Sie werden auf jeden Fall wieder in Genf während der nächsten Tagung des Völkerbundsrates zusammentreten. Der Vertreter Italiens hat seine Stellungnahme namens seiner Regierung vorbehalten.

Eine italienische Anfrage an die Restlocarnomächte

DNB. Genf, 11. April. Der italienische Vertreter hat bei Beginn der Locarnobesprechungen am Freitag im Auftrage seiner Regierung folgende Erklärung abgegeben:

„Als Unterzeichner des Locarnopaktes und in seiner Eigenschaft als Garant hat sich Italien in langen Jahren stets zu seiner Unterzeichnung bekannt. Nachdem eine Krise in der Rheinlandsfrage eingetreten war, hat Italien an den Konferenzen in Paris und London teilgenommen, wobei es die Zurückhaltung bewahrt hat, die ihm durch die besonderen Bedingungen, in denen es sich augenblicklich befindet, auferlegt wird. Italien sieht sich nunmehr gezwungen, darauf hinzuweisen, daß bei allen kürzlich ergangenen offiziellen Verlautbarungen der britischen Regierung Italien offensichtlich ignoriert worden ist.“

Meine Regierung hat mich daher beauftragt, an jede der hier vertretenen Mächte die Frage zu richten, ob die Anwesenheit Italiens erwünscht erscheint und ob seine Mitarbeit an dem Werk des europäischen Wiederaufbaues auf der Grundlage eines neuen Locarno erwünscht wird. Sollte dies nicht der Fall sein, so hat Italien keinerlei Grund, irgend welche Gefahren und Verantwortlichkeiten zu übernehmen, und es müßte sich vorbehalten, sein weiteres Verhalten entsprechend einzurichten.“

Bereinigung des Wiener Phönix-Skandals

Gründung einer neuen Versicherungsgesellschaft

Wien, 9. April. Ein außerordentlicher Ministerrat hat die vollständige Liquidierung der Versicherungsgesellschaft Phönix beschlossen. Ein am Mittwochabend verkündetes Gesetz bestimmt im § 1, daß die „Österreichische Creditbank für Industrie und Handel“ sämtliche Rechte und Pflichten der Versicherungsgesellschaft Phönix übernimmt. Die Eintragung der Werte, die zur Deckung der Prämienreserve für die österreichischen Versicherten notwendig sind, in das neu geschaffene Prämienregister ist bereits vollzogen.

Der § 2 des Gesetzes legt fest, daß die registrierten Werte ausschließlich zur Befriedigung der Ansprüche aus den im Inland zu erfüllenden Lebensversicherungsverträgen zu dienen haben.

§ 3 des Gesetzes stellt fest, daß eine neue Versicherungsgesellschaft als Auffanggesellschaft für das Inlandsgeschäft der Phönix geschaffen werden soll. Diese Gesellschaft, die den Namen „Österreichische Versicherungsgesellschaft AG.“ führen wird, wird durch Einzahlung von 10 Millionen Schilling Aktien gebildet werden. Der österreichische Versicherungsstock der Versicherungsgesellschaft Phönix wird von dieser Gesellschaft vollständig übernommen werden.

§ 4 des Gesetzes bestimmt, daß das Recht auf Rücklauf aller bei österreichischen Lebensversicherungsgesellschaften abgeschlossenen Policen und Vorauszahlungen (Policendarlehen) eingestellt wird.

Eine Durchführungsverordnung zu dem neuen Gesetz bestimmt die Höhe der Umlage zur Auffüllung des schon seinerzeit geschaffenen Versicherungsfonds. Wie gemeldet, wird dieser Versicherungsfonds Obligationen in Höhe von 250 Millionen Schilling ausgeben, die zur Deckung des Defizits der Prämienreserve des Phönix dienen. Die Umlagehöhe werden betragen:

1. Von den Leistungen der Versicherungsnehmer an die Anstalten 1 Prozent in der Hagel- und Viehvericherung, 6 Prozent in den übrigen Versicherungszweigen, 1,5 Prozent in der Rückversicherung;

2. von den Leistungen der Anstalten an die berechtigten Personen 1,5 Prozent in der Hagel-, Vieh-, Feuer- und Transportversicherung, 3 Prozent in den übrigen Versicherungen;

3. von Policendarlehen der Lebensversicherungsanstalten 6 Prozent und von den Zinsen für Policendarlehen 1,5 Prozent. Die Gebühren von den Leistungen der Versicherungsnehmer und der Anstalten können höchstens mit zwei Drittel auf die Versicherten überwält werden.

Neue österreichische Verlautbarung zur „Phönix“-Angelegenheit

DNB. Wien, 10. April. In einer amtlichen Verlautbarung wird am Freitag festgestellt, daß im Verlaufe der Untersuchungen in der „Phönix“-Angelegenheit mehrere Personen, darunter die Direktoren des „Phönix“, Dr. Max Bretschneider, Dr. Viktor Rukhbrecher und Eduard Hann in Untersuchungshaft genommen worden seien. Es sei Aufgabe des Untersuchungsverfahrens, klar zu stellen, in welchem Ausmaße die Mitglieder der Leitung ein Verschulden an dem Niedergang des Unternehmens trifft. Es werde ferner geprüft, ob und in welchem Maße seitens der früheren Leitung des „Phönix“ ohne Gegenleistung Zuwendungen an Personen erfolgt sind, die nicht im Werbeapparat des Unternehmens beschäftigt waren.

Unter Zuhilfenahme der Wirtschaftspolizei und von Sachverständigen werde, so heißt es in der Verlautbarung ferner, das Verfahren so rasch wie möglich zu Ende geführt werden. Verlautbarungen über das Ergebnis der Untersuchung vor ihrer Beendigung seien gesetzlich verboten. Jeder, der im Zusammenhang mit der „Phönix“-Angelegenheit unwahre Behauptungen verbreite — auch wenn es sich hierbei um Fabrikation handele — werde der zuständigen amtlichen Stelle zur Anzeige gebracht werden.

Landesverräter zu lebenslanglichem Zuchthaus verurteilt. Der Volksgerichtshof in Berlin hat den 42 Jahre alten Thomas Maraj und den 25 Jahre alten Karl Warkawa, beide aus Uslitz Kreis Rothenburg, wegen Landesverrat zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt und beiden Beurteilten die bürgerlichen Ehrenrechte auf Lebenszeit aberkannt.

Reiseflexplosion auf einem Fischdampfer. Vor Coruna explodierte der Kessel eines Fischdampfers, wodurch sechs Mann der Besatzung zerrissen wurden. Acht Seeleute wurden schwer verletzt.



Ostern

Hell jubelt durch die Lüfte
Ein Verheißungslied;
Durch letzte Wintergrüfte
Ein Lebensatem zieht.

Auf froh erwachten Feldern
Grünt Saat im neuen Licht;
In knospenbraunen Wäldern
Geheimnisvolles spricht.

Wohin die Augen schauen,
Fliehet neuen Werdens Strom,
Und Erd' und Himmel bauen
Des Lebens gold'nen Dom.

O Herz, vergiß die Sorgen
Und laß die Freude ein!
Ein lichter Ostermorgen
Soll auch in dir nun sein!

Silius Bamsmer.

Auferstehung

Immer schon hat die Menschheit das starke Bedürfnis gehabt, hinter den dunklen Vorhang zu schauen, der die Toten von den Lebenden trennt. Immer schon standen die Menschen vor der ehernen Pforte des Todes, horchend, klopfend, suchend, fragend, ob sich da nicht etwas regte, ob da nicht eine Kunde von der andern Seite an ihr Ohr dränge, eine Kunde von Leben und Ewigkeit. „Die tiefinnigsten Religionen der Menschheit sind Todesreligionen“, hat einer nicht mit Unrecht gesagt. Schon die ältesten Gräber zeugen davon, die man heute noch vielen Jahrtausenden aufdeckt; sie erzählen von Menschen, die es einfach nicht glauben konnten, daß der Tod das Ende sei, die mit brennenden Augen in das Dunkel des Todes hineinschauten, ob da nicht ein Jenseits, ein neuer Morgen sei.

Aber der Tod gibt kein Geheimnis preis. Es liegt ein tiefes Schweigen über unsern Gräbern. Der Tod ist wie ein schauriger Abgrund; wer hineinschreitet, hört nur das traurige Echo seiner eigenen Stimme. Das empfinden wir jedesmal, wenn ein lieber Mensch, mit dem wir verbunden waren, die Augen schließt. Dann ist da auf einmal eine Mauer, die uns trennt, wie der Himmel von der Erde getrennt ist. Dann haben wir vor Augen: hier hat alles ein Ende, was dieses Leben reich und schön und groß, aber auch alles, was es elend und besetzt und traurig gemacht hat. Vor Augen haben wir nur das Ende, nur die Verwüstung, nur das völlige Aufhören des Lebens. Und kein Naturgesetz, keine Naturbeobachtung führt uns darüber hinaus.

Nur eines führt uns darüber hinaus; oder vielmehr: Nur einer: der lebendige Gott, der Schöpfer Himmels und der Erde. Ohne ihn gibt's keine Hoffnung am Grabe. Ohne Gott gibt's keinen Auferstehungsglauben. An Gott vorbei gehen alle unsere Hoffnungen und Wünsche und Ahnungen ins Leere. Gottlosigkeit ist Hoffnungslosigkeit. Wo aber Gott ist, da ist lebendige Hoffnung. Denn nun haben wir den vor Augen, der die Welt aus dem Nichts geschaffen hat. Nun steht der vor uns, der in seiner großen Barmherzigkeit die Welt nicht dem Tode überlassen, sondern einen ganz neuen Anfang mit uns gemacht hat in der Auferstehung Christi von den Toten. Wenn unser gläubiger Blick auf Christus geht, dann sehen wir den gnädigen Gott am Werk, der nicht ruht, bis er der verlorenen Welt aus der Sünde und aus dem Tode geholfen hat. Darum kommt aus der Bibel die frohe Kunde von der Auferstehung der Toten zu uns, nicht als Menschenwahn oder Menschenheuchelei, sondern als Gottes gnädiges Werk, das er in der Auferstehung Jesu begonnen hat und das er vollenden wird an seinem ewigen Tag, über dem geschrieben steht: Siehe, ich mache alles neu. „Darum heißt das der Christen Ruft und Weisheit, daß man in Heulen und Klagen könne christliche und fröhliche Gedanken des Lebens schöpfen. Daß uns Gott läßt also in die Erde beschatten und versinken auf den Winter, auf daß wir auf den Sommer sollen wieder hervorfahren, viel schöner als die Sonne, als sei das Grab nicht ein Grab, sondern ein schöner Wurgarten, darin schöne Nagelein und Rosen gepflanzt, so auf den lieben Sommer dahergreifen und blühen sollen; gleichwie auch des Herrn Christi Grab hat müssen ledig, lieblich, herrlich und schön werden“ (Luther).

P. L.

Eine Frau wie diese

Osterfuge von Paul Richard Henkel

Die blonde Frau lächelte zufrieden, als sie Doktor Hagen in der Konditorei gegenüber sah. Es war etwas an diesem Mann — seine Art, zu denken und rücksichtslos zu sprechen, überhaupt sein Anderssein gegenüber dem Gewöhnlichen —, was sie fesselte. Das hatte sie seit der ersten Begegnung in einer Gesellschaft gespürt. Aber so sehr sie es heimlich wünschte, war diese Bekanntschaft nicht zu einem wärmeren Vertrautsein angewachsen. Ein flüchtiger Gedanke kam ihr, als sie ihn heute, am Samstag vor Ostern, auf der Straße trat: „Ich werde ihn mit der Frage überraschen, ob er nicht zu einem Osterausflug mit mir Lust hätte! Jetzt sahen sie zum erstenmal beide an einem Tisch.“

„Was haben Sie da für eine Anzahl kleiner Pakete eingekauft?“ fragte sie.

Der Arzt sah beinahe zärtlich auf die Mädchen. „Ostereier für meine kleinen Patienten. Es gibt so viele schöne Sachen zu kaufen!“

Die blonde Frau lächelte. „Das ist lieb. Wie viel haben Sie denn auf der Kinderstation?“

„Achtzehn. Achtzehn, die Freude brauchen —“

„Und daß Sie sie geben wollen, ist das nun Pflichtgefühl oder philanthropische Laune?“

Doktor Hagen sah flüchtig in das leicht gepuderte Gesicht der Frau. „Ich will es Ihnen erklären. Im Herbst des letzten Jahres wurde die Königinsewester unseres Krankenhauses entlassen. Ein Grund ist leicht gefunden, wenn ein junges, hübsches, lebenswürdiges Mädchen nicht geneigt ist, mehr sein zu wollen als nur Angestellte. Keiner mußte, wie viel das Mein, das Schwester Gabriele ihrem Chef gab, für sie bedeutete; daß ihr damit die bisher still übernommene Pflicht, für ihre Mutter zu sorgen, fast unerträglich schwer wurde. Keiner kannte sie so wie ich. Denn wir hatten uns lieb.“

Und wenn wir uns nun auch nicht mehr wie bisher täglich sehen und schnell ein Wort und einen Händedruck austauschen konnten, brauchte sich ja an allem anderen nichts zu ändern. Trotzdem fehlte mir Gabriele. Nicht darum, weil ihre Jugend nicht mehr unsere ersten Klinikräume erhellt, sondern weil ich einen anderen Menschen in ihr fand, wenn ich sie wieder sah. Wir hatten tausend schöne Erinnerungen, und immer wartete ich auf ein Wort, daß diese ganze, unsere eigene Welt in Gabys weiterlebte, ihr bewußt blieb und daß die Gedanken daran uns aus der gegenwärtigen Bedrückung herausheben könnten. Und ich dachte zu wenig daran, daß eine Frau, die Sorgen und Hunger quälte, etwas anderes ist als ein heiteres, verliebtes Mädchen, daß viele Worte, die vielleicht im Herzen geboren wurden, auf dem Wege bis zu den müden Lippen erstickt werden. Ich konnte, zumal wir uns immer seltener sahen und kaum noch über mehr sprachen, als alle Menschen sich an alltäglichen Erlebnissen mitteilen, das Gefühl einer schmerzlichen Entfremdung nicht loswerden; und vielleicht wirkte dies Fremdein Gabys so auf mich zurück, daß auch ich mich zurückzog. Ein paarmal rief ich abends bei ihr an. Sie war nicht zu Hause. Kein weiter Weg mehr bis zu der Vermutung, daß ein anderer Mann in Gabys Leben getreten war. Es schien sogar verständlich, wenn ein junger Mensch allzu lange Freude entbehrt hat —

„Sie wollten mir von den Kindern erzählen“, warf die blonde Frau leise ein.

„Ja. Die Arbeit nahm mich jetzt ganz gefangen. Der Winter brachte viele gefährliche Erkrankungen. Ruhe gab es nicht. Ich kam mit vielen Menschen zusammen, denn es kam ja auch darauf an, für die Pflege der Kleinen Ratsschlüsse zu geben, wenn sie nicht mehr bei uns waren. Jetzt sind noch achtzehn da. Kinder, die wissen, daß morgen Ostern ist, und deren Mütter oft kaum die Miete für ihr Heim aufbringen. Das geht einem nahe, dann besonders, wenn man merkt, daß diese kleinen Menschen selbst wissen, daß sie nichts zu erwarten haben.“

Heute früh rief mich der Chefarzt und teilte mir mit, daß von der Frauenschaft Spenden für Bedürftige eingetroffen seien und daß auch meiner Station ein Paket zukäme. Ich war sehr überrascht, auf diese Hilfe hatte ich nicht gerechnet. Froh ließ ich unsere alte Pflegerin die Sachen auspacken und einteilen — kleine Wäschebeutelchen waren es, hübsche, laubere Kleidchen. Und während wir jeder Patientin gerecht zu werden versuchten, erzählte mir die Pflegerin von der selbstlosen, bis in die Nacht währende Arbeit in den Nähstuben, in denen Frauen sich in der Fürsorge für andere zusammenfinden. Möglicherweise trat sie auf mich zu, zeigte mir einen kleinen Zettel, der an einem Hemdchen befestigt war und fragte: „Ist das nicht unsere Gabriele?“

Ich sah auf die bekannten Schriftzüge. „Ein frohes Osterfest wünscht Schwester Gabriele.“ Ich sah den weißen Stoff mit der zierlichen Spitze, für ein fremdes Kind — und ich sah müde Augen, in Einsamkeit über die Arbeit gebeugt. Ich

Entbehrung und Verzicht und doch den Willen, für andere da zu sein, zu helfen. Ich war enttäuscht gewesen, weil ich das Mädchen Gabriele nicht wieder sah, und ich sah nun den Menschen Gabriele, der mich erschütterte.“

„Und nun werden Sie sich suchen?“ fragte die blonde Frau. Der Arzt sah an ihr vorbei. „Nein, denn die ich verlor, würde ich nicht wiederfinden. Auch Christus fanden sie am Ostermorgen nicht mehr. Es gibt Menschen, deren Herz so reich ist, daß sie vielen geben müssen, auch wenn sie selbst dabei verlieren — und solange wir solche Menschen brauchen, darf keiner sie für sich allein beanspruchen.“

Und ich habe heute alle diese Tüten mit Ostereiern gekauft, weil in jedem der kleinen Mädchen, die bei mir liegen, der Kern schlummern kann, eine Frau zu werden wie diese Gabriele, und weil man nicht früh genug anfangen kann, ihnen Freude zu geben.“

Sie erhoben sich beide und traten auf die Straße. Sie hatten sich nahe gegenüber gesehen, aber eine Welt trennte sie voneinander.

Ein Traum zerflatterte.

Die blonde Frau ging langsam fort, als suche sie allmählich den Weg zu einer Erkenntnis, die höher stand als das klein werdende Gefühl, die Erfüllung eines Wunsches für sich selbst austreiben zu müssen.

Das Beste in ihnen

Ostererzählung von Christel Broehl-Dehaes.

Sie hatten über eine Kleinigkeit Streit bekommen; nun sahen sie sich nicht mehr an, wie das so oft geht. Herr Droste hatte den Abfallhaufen ein bißchen zu nahe an Dillhammers Gartenstück errichtet. Dillhammer verbat sich das, Droste sah nicht ein, wie Herr Dillhammer etwas zu sagen habe. Der schönste Streit war fertig.

Daß er auch auf die Frauen übergieng, muß jedem einleuchten. Dabei waren die Frauen Freundinnen gewesen, hatten die Theaterplätze nebeneinander gehabt; eine hüte die anderen die Kinder, wenn sie ausgehen oder verreisen mußte. Nun lebten sie wieder wie vordem, als sie sich nicht kannten: rechts und links lagen ihre Wohnungen in dem schönen, modernen Mietshause, dazwischen war trennend die Treppe. Und die Treppe trennte wirklich.

Droste stand jetzt immer allein im Garten und dachte über die kommende Anpflanzung nach. Früher hatte man mit Dillhammer beraten können. Der war aus dem gemeinsamen Regellab ausgetreten, um Droste nicht zu bezeugen. Nun vermied er die Gesellschaft und den gewohnten guten Schlaf mit dem Freunde.

Und wenn es den Männern unbehaglich war, die Frauen litten geradezu unter den veränderten Verhältnissen. Trotzdem wagte keine von beiden den ersten entscheidenden Schritt zur Verständigung. Die Menschen machen sich selbst das Leben schwer und wollen dann das Schicksal dafür zur Verantwortung ziehen. So erfuhr Ruth Droste es eines Tages zufällig durch eine andere Mieterin in der Wäsche, daß Villa Dillhammer krank war. Ruth Droste stellte sich gleichgültig, obwohl ihr das Herz jäh bis in den Hals klopfte: „So? Wohl nichts Ernstes?“

„Scheint aber doch“, hieß es, „gestern war der Arzt zweimal da.“

Ruth beugte sich über den Wäschehaufen und sagte somit ganz ernstlich: „Was hat sie denn überhaupt? Eine Grippe, wie?“

„Ach nein, ich glaube, viel Unangenehmeres: eine Venenentzündung.“

Am Mittag sagte Frau Ruth nach dem Essen, als die Kinder schon nach draußen gestürzt waren: „Lilly ist krank!“

Droste schaute mißtrauisch auf. „Woher weißt Du denn das? Hat sie etwa herübergeschickt, Du solltest wieder für sie springen?“

„Nein, ich weiß es von der Frau Müller. Fritz, ich möchte übergehen zu ihr!“ Ruth machte große, flehende Augen. „Was, Du willst ihr nachlaufen? Wenn sie Dich nicht ruhen läßt, hast Du keinen Grund hinzugehen.“

„Fritz, bei einer Krankheit ist das eine ganz andere Sache. Das überbrückt doch alles.“

„Ruth, ich möchte Dich doch sehr bitten!“ Drostes Stimme erhöhte sich. „Ich möchte mich nicht blamieren.“

Ruth erhob sich hastig und ging hinaus. Er brauchte nicht zu sehen, daß sie weinte.

In der Folge fing sie Dillhammers Kinder ab, sorgte mit erregten, zitternden Worten. Frau Ruth hörte von Fieber und häufigen Arztbesuchen. Und als ihr zitterndes Herz keine Ruhe mehr fand, da ging sie in den Garten, pflückte die ersten Schneeglöckchen und Krokusse, die auf ihrem Beet standen, und klingelte an Dillhammers Wohnungstür. Sie hatte das Unglück, den Mann selbst anzutreffen, und er wagte es, Ruth in höflichen und knappen Worten klar zu machen, daß keine Frau auf ihre Besuche verzichten könne. Ruth wandte sich und lief in ihre Wohnung hinüber, beschämt und erniedrigt, doch noch mehr voll Leid um die unerreichbare Freundin.

Lilly Dillhammer fragte so lange, bis ihr Mann gestehen mußte, wer draußen war. Als sie die Wahrheit erfuhr, wurde sie totenbleich. „Du hältst Ruth einfach weggeschickt? Wie sah sie denn aus? Bläß? Erregt? Was sagte sie denn?“

„Gesagt hat sie eigentlich nichts, mich nur angefaßt. Die Blumen hat sie zu Boden fallen lassen und ist davon.“ Dillhammer sagte es mehr ehrlich als geschickt.

„Bitte, Ernst!“ — Frau Lilly sah ihren Mann nicht an — „geh hinüber!“

„Liebste Frau, das darfst Du nicht verlangen. Ich laufe ihr nicht nach.“

„Dann — hole mir wenigstens die Blumen!“ sagte Lilly.

Dillhammer erhob sich schwer und ging nach draußen. Rasch, damit niemand es sähe, riss er die Frühlingsboten an sich. Er legte sie seiner Frau aufs Bett. Mit heißen Händen griff sie danach. „Frühling — nun ist auch bald — Ostern — hoffentlich bin ich dann wieder gesund.“



Die Blume des Osterfestes

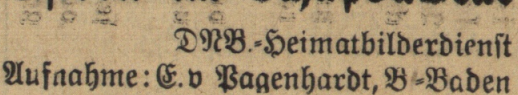
(Scherl Bilderdienst, M.)

Wortlos öffnete Lilly die Arme und schloß Frau Ruth an ihr Herz.

In Spanien war es bisher Sevilla, das mit seinen grandiosen Osterbräuchen -heinahe Spitzenleistungen von Festfreude aufwies. Ein wahrer Rausch erfüllte alljährlich die Zauberstadt, und die Gärten und Parks am Guadalquivir wurden zu Wonnereisereien. Streng hielt der Andalusier seine Fästen; aber ebenjo intensiv stürzte er sich in die nun erlaubte Genüßfreudigkeit, und zwar bereits am Karfreitag. Merkwürdigerweise war in Andalusien der Gründonnerstag der Tag, an dem kein Befährt, kein Wagen, keine Straßenbahn Personen beförderte und ein großer Ernst der Bevölkerung bemerkbar war. Es war, als wenn ein Tag in der Zeitrechnung ausfiel: der Gründonnerstag. Der Nacht vom Donnerstag zum Freitag blieben die Menschen, wenigstens alle zum Frohsinn neigenden, wach.

Er hielt sich tapfer, der Cornet von Eßingen, hoffte er doch, um so eher mit Auszeichnung in die Heimat entlassen zu werden. Ramen wohl zwei oder drei Kurierbilletts in des Trugfräuleins Herzensanjamkeit, meldeten von Befehlen, doch sonstigem Wohlbefinden. Ramen auch Zeitungen in die Heimat, gute, aber mehr noch böse, berichteten von gefährlichen Schlachten und Scheufältsigkeiten des Krie-

Hier ist das Fest, an dem der Glaube Triumphe feiern darf,
ist das Fest, das die Seele anseuert und mit neuer Kraft er-
füllt. Wie sich die Natur erneuert, wie der Glaube machtvoll
sich das neue Leben predigt, so wollen auch wir der
großen Osterfreude teilhaftig werden und mitarbeiten am Auf-
bau des deutschen Volkes. Frühlingssonne leuchtet
der unsrer Nation!



Preisauschreiben der Tobis

Berlin, 10. April. Der Film im neuen Deutschland ist nach Lebensnerven, padenden, innerlich wahren Filmstoff. Wo der Dichter in das volle Menschenleben unserer Zeit hineinkommt, da ist es interessant.

In einem Beruf nun spiegelt sich dieses Leben täglich in allen Formen wieder, ein Beruf muß besonders Schritt halten mit dem vorwärtstreibenden Tempo unserer Zeit: der Presseberuf.

Radio und Kabel jagen die Nachricht des neuesten Ereignisses um den Erdball für die Zeitung und auf den Straßen reiten sich die Menschen das Extrablatt aus der Hand. Emfänge Kleinarbeit in Stadt und Land bringt den Schriftleitungen das Wissen von all den Wollstücken des Geschehens heran, das die Volksgenossen im Alltag bewegt. Die Zeitung bahnt Eben an, Familien kommen durch sie zu ihrem Heim, Männer und Frauen zu Arbeit und selbst ein verlauntes Hündchen findet durch sie seine Besitzerin wieder. Kleines und Großes, Ungewöhnliches u. Alltägliche, ob es in der Politik, im Handel, in der Kunst oder in den Wissenschaften, ob es irgendwo in Deutschland oder sonst in der Welt geschah, findet seinen Niederschlag in der Zeitung.

Zwischen dröhnenden Notationsziffern und Uhrwerken gleichenden Sechsmaschinen, rechnenden Kopierstiften, Bildtelegraphen, Rundfunkempfängern und haltenden Schreibmaschinen arbeiten die Männer u. Frauen der Zeitung, Verleger, Schriftleiter und Verlagsangestellte, Stenotypistinnen, Maschinenmeister, Setzer und Drucker. Durch die Straßen türmen mit den noch druckfrischen Ausgaben die Zeitungsfahrer. Berichterstaten jagen Ereignissen nach, Regimenter von Straßenhändlern rufen die neueste Schlagzeile aus, die kaum vor einer Stunde dem Kopf des Hauptgeschäftsführers entsprang. In den Arbeitsjahren der Staatsmänner erhalten die Journalisten Kenntnis von den großen Plänen der Regierung, um sie durch ihr Fach der Nation und der Welt bekanntzugeben.

Ob in den Metropolen des Reiches und ihren Vororten, in den Mittelstädten unserer heimatischen Gauen oder den behaglichen Kleinstädten des Landes, überall wirken ja Zeitungen lebendig in der Gemeinschaft des deutschen Volkes. Ihnen schließt vom „Soll und Haben“ her der Zeitungsverleger die wirtschaftliche Grundlage.

Gustav Freytags „Journalisten“ beherrschte einmal die Spielpläne der Theater. Es war die Zeitung von damals. Nur allzuviel von dieser „Zeitung von damals“ beeinflusst leider heute

nach die Darstellung von Zeitungsmännern in Bühnenstücken und Filmen.

Wir suchen den Dichter, der blutvolle Menschen aus dem Schaffen des heutigen vorkriegsverbundenen Zeitungsberufes in dramatisch bewegter, spannender, früher Filmhandlung gestaltet. Denn wir wollen für einen zeitnahen Film das Leben einmal dort anpacken, wo es vielleicht am interessantesten — sicherlich am bewegtesten ist —, bei den Menschen, die mit ihrer Arbeit und ihrem Glück, ihren Sorgen und ihrer Liebe der Zeitung verhaftet sind.

Wir suchen den Filmdichter, der mit seiner Dichtung auf die heutige Zeit dieselbe Wirkung ausübt wie Gustav Freytag es einmal tat mit seinen „Journalisten“.

Uns scheint die Aufgabe, einen solchen Stoff zu verfassen, so groß, daß wir uns zu einem Preisauschreiben entschlossen haben.

Wir setzen folgende Preise aus: 1. Preis RM. 5000.—, 2. Preis RM. 3000.—, 3. Preis RM. 1000.—, 4. Preis RM. 500.—, 5. Preis RM. 500.—, ferner 10 Trostpreise à RM. 200.—.

Die Entscheidung trifft ein 5köpfiges Preisrichter-Kollegium, zu dem die Tobis 2. Vertreter, die Reichspressekammer 2 Vertreter und die Reichsfilmkammer 1 Vertreter stellen werden.

Wir richten unser Preisauschreiben besonders an alle in der Presse tätigen Volksgenossen und an alle Mitglieder der Gruppe Filmschriftsteller (Reichsschafferschaft Film). Das Arbeitstempo der Presse ist schnell, darum setzen wir als Termin zur Einreichung der Filmstoffe den 15. Mai 1936 fest. Das Preisauschreiben ist aber darüber hinaus auch allen deutschen Volksgenossen offen.

Es wird kein Drehbuch verlangt, sondern eine auf etwa 20 bis 40 Seiten zusammengedrückte Erzählung der Filmhandlung (Treatment).

Die fünf preisgekrönten Arbeiten gehen für den Zeitraum von zwei Jahren in den Besitz der Tobis über. Wenn sie zur Verfilmung angenommen werden, zahlt die Tobis einen zusätzlichen Ankaufspreis von RM. 5000.—, wofür der Verfasser zur Mitarbeit am Drehbuch verpflichtet ist.

Die Arbeiten sind ohne Verfasseramen mit einem Kennwort versehen an Tobis Tonbild-Syndikat Aktiengesellschaft, Berlin W 8, Mauerstraße 43, unter „Tobis Wettbewerb“ einzuliefern. In einem geschlossenen Umschlag, der außen lediglich das Kennwort trägt, sind Name, Anschrift und Beruf des Verfassers anzugeben.

Arbeitseinsparung im März 1936

Berlin, 9. April. Nach der winterlichen Pause in den Augenarbeiten leitete der Monat März, begünstigt durch die milde Witterung, den jahreszeitlichen Aufschwung im Arbeitseinsparung mit einem besonders starken Abwärtssinken der Arbeitslosenziffer ein. Die Abnahme der bei den Arbeitsämtern gezählten Arbeitslosen betrug im Berichtsmontat über eine halbe Million, nämlich 578 000. Die üblichen winterlichen Rückschläge sind damit bereits im ersten Frühjahrsmonat zu fast drei Viertel ausgeglichen und die Arbeitslosenziffer ist mit einem Stand von 1 937 000 wieder unter die zweimillionen-Grenze gesunken.

An dem Rückgang nahmen die Außenberufe mit einer Abnahme von rund 344 000 besonders stark teil. Bei der im allgemeinen günstigen Witterung konnten in der Landwirtschaft die Frühjahrsarbeiten allenthalben aufgenommen werden. Im Hoch- und Tiefbauwesen setzten die durch den Winter unterbrochenen Arbeiten schlagartig wieder ein und brachten eine große Zahl von Saisonarbeitslosen wieder in Beschäftigung. Auch in der Industrie der Steine und Erden und im Verkehrsgewerbe zog die Beschäftigung rasch an. Diese günstige Entwicklung griff aber auch zu einem erheblichen Teil auf die mehr konjunkturabhängigen Berufe über. Insbesondere machte sich in einigen Verbrauchsgüterindustrien eine Belebung bemerkbar, die zum Teil zu einer Einschränkung der Kurzarbeit bzw. zum Übergang zur Vollarbeit führte. Einige Gewerbebezirke konnten ihren in- und ausländischen Auftragsbestand durch die Leipziger Messe erweitern.

In gebietlicher Hinsicht waren an der Belebung der Beschäftigung alle Landesarbeitsbezirke beteiligt. Verhältnismäßig besonders stark war der Rückgang der Arbeitslosigkeit in Ostpreußen (minus 55 v. H.), Pommern (minus 60 v. H.), Niedersachsen (minus 35 v. H.), Mitteldeutschland (minus 32 v. H.) und Südwestdeutschland (minus 30 v. H.).

Der Jahreszeit entsprechend entfällt der Hauptanteil am Rückgang auf die Unterstützungsempfänger in der Arbeitslosenversicherung, die um 350 000 auf 406 000 abgenommen haben. In der Arbeitslosenversicherung sank die Zahl der Unterstützten um 70 000 auf 727 000 und bei den arbeitslosen anerkannten Wohlfahrts-erwerbslosen um 63 000 auf 305 000.

Buntes Allerlei

700 Meter Untergrundbahn zu verkaufen!

In London sind 700 Meter Untergrundbahn-Tunnel, die seit 45 Jahren nicht mehr benutzt werden und fast in Vergessenheit geraten sind, zum Verkauf ausgeschrieben worden.

Die fragliche Untergrundbahnstrecke beginnt unter dem „Monument“, einem Denkmal, das an den Brand Londons von 1666 erinnert, und endet an King William Street Station. Sie wurde im Jahre 1890 durch Eduard VII., der damals noch Prinz von Wales war, eröffnet. Seinerzeit war sie die erste in größerer Tiefe gebaute Untergrundbahn der Welt und auf ihr wurde zuerst elektrische Kraft zur Personenbeförderung auf Untergrundbahnhöfen benutzt. Man hatte ursprünglich geplant, die Strecke zu verlängern, aber so ergab sich, daß die Unterführung der Themse, die dabei notwendig geworden wäre, zu große Schwierigkeiten geboten hätte. Deshalb entschloß man sich, eine vollkommen neue Untergrundbahnstrecke in besser geeigneter Linienführung zu bauen und die nutzlos gewordenen 700 Meter für den Verkehr zu sperren. Sie haben nur etwa ein Jahr lang dem Untergrundbahn-Verkehr gedient und seitdem liegen die Bahnhöfe unter einer dicken Staubschicht. Kein Mensch hat sich mehr um sie gekümmert. In den vergangenen 45 Jahren hat nur der Inspektor der Bahngesellschaft, der viermal im Jahre eine Kontrolle vornahm, durch den Tunnel gegangen. Uebrigens mußte man Tag und Nacht Pumpen in Betrieb halten, um das eindringende Wasser aus der Tunnelstrecke zu entfernen. Da man inzwischen zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß sich auch in Zukunft keine Verwendung für diesen Untergrundbahn-Tunnel ergeben wird und daß es zu kostspielig wäre, ihn auszufüllen, will man ihn jetzt verkaufen. Man denkt, daß er als Wein Keller oder als Schießstand, als Pilzfarm, als Unterkunftsstätte für eine Tanzbar oder einen Nachtclub oder vielleicht als bombensicherer Luftschutzkeller Verwendung finden kann.



Die Münchener Literaturpreise verteilt.

Die Dichterin Luise Dresler-Schember erhielt den Literaturpreis der Stadt München für das Jahr 1934, der erst jetzt zur Verteilung gekommen ist. Sie erhielt die Auszeichnung in Anerkennung ihres in diesem Jahre vollendeten Balladenwerkes. (Pressephoto, M.)



Der bekannte deutsche Dichter Kolbenheyer

hat den Literaturpreis der Stadt München für 1936 erhalten. (Graphische Werkstätten, M.)

Handel und Verkehr

Wirtschaft

Reichsbank in der ersten Aprilwoche

Nach der verhältnismäßig starken Inanspruchnahme der Reichsbank in der letzten Märzwoche hielten sich die Kreditrückzahlungen in der ersten Woche des April in recht engen Grenzen. Nach dem Ausweis der Reichsbank vom 7. April hat sich in der Berichtswochen die gesamte Anlage in Wechseln, Schecks, Lombards und Wertpapieren, die Ende März um 615 Millionen RM. gestiegen war, nur um 89,8 auf 487,8 Millionen RM. wieder vermindert. Der Rückgang beträgt also nur 14,6 v. H. gegenüber 22,5 v. H. in der entsprechenden Vorjahreswoche. Der gesamte Zahlungsmittelumsatz stellte sich am 7. April auf 6120 gegen 6267 Millionen RM. in der Vorwoche, 5956 Millionen RM. in der ersten Märzwoche und 5676 Millionen RM. in der ersten Aprilwoche des Vorjahres. Die Gold- und Devisenbestände zeigten einen Rückgang um 4,9 auf 72,3 Millionen RM. Im einzelnen haben sich die Goldbestände um 5 auf 66,8 Millionen RM. ermäßigt und die Bestände an bedungsfähigen Devisen um 0,1 auf 5,5 Millionen RM. erhöht.

Test Eure Heimatzeitung das „Durlacher Tageblatt“

Rundfunk

Programm des Reichssenders Stuttgart

Ostermontag, 12. April:

- 6.00 Aus Hamburg: Hafenkonzert
- 8.00 Aus Frankfurt: Zeitangabe, Wasserstandsmeldungen Wetterbericht
- 8.05 Aus Frankfurt: „Großes Ostern“ (Schallplatten)
- 8.45 Aus Frankfurt: Orgelchoräle
- 9.00 Aus Koblenz: Katholische Morgenfeier
- 9.45 Aus Frankfurt: Bekenntnisse zur Zeit
- 10.00 Aus Leipzig: „Mit Hammer und Pflug“
- 10.30 Aus Frankfurt: Chorgelänge
- 11.15 Aus Frankfurt: „Das heimliche Memnien“
- 11.30 Aus Frankfurt: „Die Sonne tönt nach alter Weise“
- 12.00 Aus Berlin: Musik am Mittag
- 14.00 Aus Frankfurt: Kinderfunk: „Das Osterei“
- 14.45 Aus Frankfurt: Das Volk erzählt
- 15.00 Aus Frankfurt: Deutsche Scholle
- 16.00 Aus Köln: „Nette Sachen aus Köln“
- 18.00 Aus Frankfurt: „Kennst Du Deinen Rundfunk?“
- 18.30 Aus Frankfurt: Heitere Opernarien
- 19.00 Aus Frankfurt: „Osternspaziergang“
- 20.00 Aus Frankfurt: „Oberon“
- 22.00 Aus Frankfurt: Zeitangabe, Nachrichten
- 22.30 Aus München: Tanzmusik
- 24.00 Aus Frankfurt: Nachtmusik.

Ostermontag, 12. April:

- 6.00 Aus Bremen: Hafenkonzert
- 8.00 Nach Frankfurt: Zeitangabe, Wetterbericht
- 8.25 „Bauer, hör zu!“
- 8.45 Nach Frankfurt: Choralbläser
- 9.00 Nach Frankfurt: Evangelische Morgenfeier
- 9.30 Nach Frankfurt: „Franz Vitz als Orgelvirtuose“
- 10.00 Aus Hamburg: „Lob der Erde“
- 10.30 „Bach — Beethoven — Reger“
- 11.00 Nach Frankfurt: Aus der Welt der Oper
- 11.30 Nach Frankfurt: Fröhliche Weisen
- 13.00 Nach Frankfurt: Kleines Kapitel der Zeit
- 13.15 Aus Hannover: Musik am Mittag
- 13.50 Nach Frankfurt: „10 Minuten Erzeugungschaft“
- 14.00 Nach Frankfurt: Kinderstunde: „Die Frühlingsjuch“
- 14.45 Nach Frankfurt: „Aus Läden und Werkstatt“
- 15.00 Nach Frankfurt: „Musik am Hofe Friedrichs des Großen“
- 15.30 Nach Frankfurt: Ritter vom hohen „C“
- 16.00 Nach Berlin: „Wie es Euch gefällt!“
- 18.00 Nach Frankfurt: „Gierwerfen“
- 18.15 Nach Frankfurt: „Die Königin der Instrumente“
- 19.00 „Melodie und Rhythmus“
- 19.40 Turnen und Sport — haben das Wort
- 20.00 Nach Frankfurt: „Spielhölle der Frühlingszeit“
- 22.00 Nach Frankfurt: Zeitangabe, Nachrichten
- 22.15 „Großer Preis von Monaco“: Funkbericht vom Start und Verlauf des Rennens
- 22.45 Wetter- und Sportbericht
- 23.00 Aus Breslau: „Wir schalten um auf Tanzmusik“
- 24.00 Nach Frankfurt: Nachtmusik.

Wochentags regelmäßig wiederkehrendes Programm:

- 6.00 Nach Köln: Choral
- 6.05 Nach Köln: Gymnastik 1 (Glucker)
- 6.30 Aus Berlin: Frühkonzert
- 8.00 Aus Frankfurt: Wasserstandsmeldungen
- 8.05 Wetterbericht — Bauernfunk
- 8.10 Nach Frankfurt: Gymnastik 2 (Glucker)
- 11.30 „Für dich, Bauer!“
- 13.00 Zeitangabe, Wetterbericht, Nachrichten
- 14.00 „Allerlei von Zwei bis Drei“
- 20.00 Nachrichtendienst
- 22.00 Zeitangabe, Nachrichten, Wetter- und Sportbericht

Dienstag, 14. April:

- 8.30 Aus Königsberg: Unterhaltungsmusik
- 11.00 Schallplattenkonzert
- 12.00 Aus Dresden: Mittagskonzert
- 15.15 „Von Blumen und Tieren“
- 16.00 Aus Karlsruhe: Bunte Musik am Nachmittag
- 17.45 „Das Weibchen, die Feigwurz und der Kronstab“
- 18.00 Aus München: Musik am Feierabend
- 19.00 „Furioso“, Schallplattenkonzert
- 19.45 Aus den Vorbereitungsarbeiten zum HJ-Leistungsabzeichen: „Entfernungsschützen“
- 20.10 Aus München: „Zauber der Stimme“
- 21.10 „Wir bitten zum Tanz“
- 22.30 Aus New York: „Konzert der USA. Navy-Band“
- 23.00 Aus Hamburg: Unterhaltungs- und Volksmusik
- 24.00 Aus Frankfurt: Nachtkonzert.

Mittwoch, 15. April:

- 8.30 Aus Leipzig: Musikalische Frühstückspause
- 10.15 Schallplattenkonzert
- 12.00 Aus Saarbrücken: Mittagskonzert
- 15.30 „Pimpfe als Altertumsforscher“
- 16.00 Musik am Nachmittag
- 17.40 „Croica“, Erzählung
- 18.00 Aus Frankfurt: Hochmusikalisches Runderbunt
- 19.45 Bilder aus dem Leben unserer Frau
- 20.15 Stunde der jungen Nation
- 20.45 Nach Berlin: Schwingende Saiten, klingende Weisen
- 22.30 Aus Mannheim: Mag Fühler — Aus eigenen Werken
- 23.15 Tanzmusik
- 24.00 Nach Frankfurt: Nachtmusik.

Aus dem Gerichtssaal

Zuchthausstrafe für gefährlichen Volkschädling

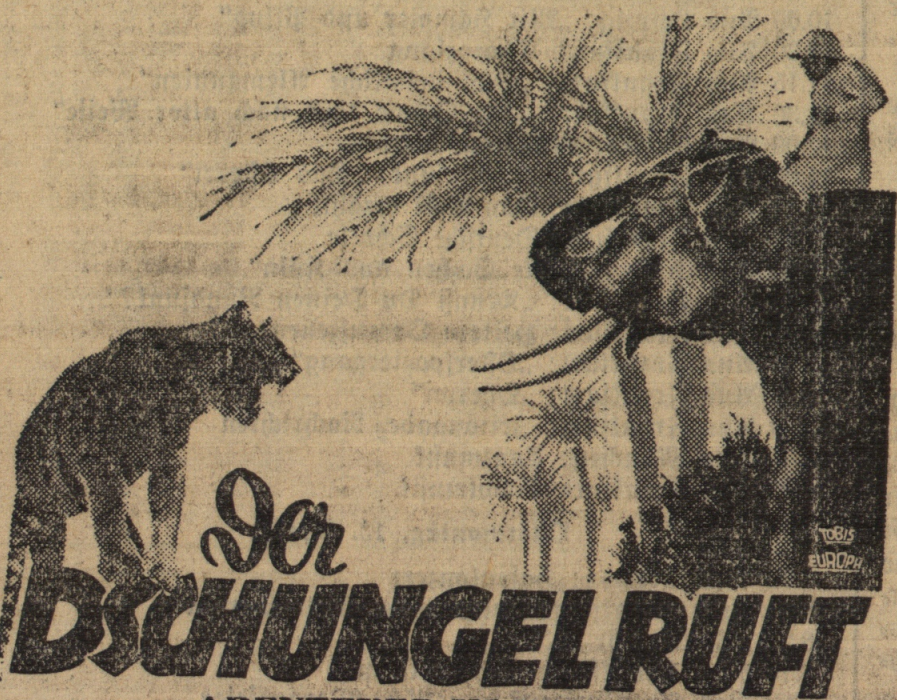
Karlsruhe, 9. April. Wegen fortgesetzten Betrugs im Rückfall, erschwerter Urkundenfälschung, Diebstahls und Unterschlagung verurteilte die Karlsruher Strafkammer den vorbestraften geschiedenen, 33jährigen Gottlob Ludwig Ripp aus Durlach zu dreieinhalb Jahren Zuchthaus, 3150 RM. Geldstrafe und fünf Jahren Ehrverlust. Der Angeklagte hatte als betrügerischer Rechtsagent in Durlach in der Zeit vom Frühjahr 1933 bis Herbst 1935 eine Reihe seiner Auftraggeber um Tausende von Mark geschädigt, indem er unberechtigt Kostenvorschüsse und andere Gebühren für Rechtsgeschäfte verlangte, die er in Wirklichkeit nicht wahrnahm; auch bei seiner Tätigkeit als Steuerberater verfuhr er in gleicher Weise.

Unverbesserlicher Dieb und Betrüger

Forstheim, 9. April. Ein unverbesserlicher Dieb und Betrüger ist der wiederholt vorbestrafte ledige 26jährige Jakob Koller aus Heilbronn, der in den letzten sieben Jahren allein vier Jahre im Gefängnis saß. Kaum entlassen, ging er wieder auf Raub aus. Koller betrog und bestahl alle Leute, bei denen er sich einmietete, verschonte auch seinen Vater und Bruder nicht, ebenso wenig seinen Arbeitgeber, der ihn durch Beschäftigung auf eine bessere Bahn bringen wollte. Unter Einschluß einer in Heilbronn erkannten anderthalbjährigen Gefängnisstrafe sprach die Forstheimer Große Strafkammer gegen diesen Gewohnheitsverbrecher eine Zuchthausstrafe von vier Jahren und drei Jahren Ehrverlust sowie Sicherungsverwahrung aus.

SKALA LICHTSPIELE MARKGRAFEN

Unsere Oster-Festprogramme:



Der Dschungel ruft
ABENTEUER IM URWALD
Nach Artisten ein neuer großer Piel-Film mit Tieren, diesmal aber nicht mit Tieren, die durch Zirkusarbeit an Menschen gewöhnt sind, sondern mit undressierten Tieren, die in der Wildnis gefangen wurden.
Elefanten, Tiger, Büffel, Silere, Affen
HARRY PIEL
die Träger der spannungsreichen, von Sensationen und Abenteuer erfüllten Handlung.

LILIAN HARVEY
bildhübsch, keck, ein blondgelocktes Teufelchen, bezaubert durch ihre nie versagende Natürlichkeit u. die Anmut ihres herzerfrischenden Spiels



Eine entzückende musikalische Komödie, die auch Sie in belustigt glückliche Stimmung versetzen wird.
Dazu: Hofballett in Potsdam 1803 u. a.

Jugendliche haben Zutritt!

Unterrichtsbeginn an der Volks- und Fortbildungsschule Durlach.

- Am Mittwoch, den 15. April, um 8 Uhr beginnt der Unterricht an der Volksschule.
- Für die Fortbildungsschule beginnt der Unterricht wie folgt:
II. Jahrgang, am Freitag, den 17. April, 8 Uhr.
III. Jahrgang (Klasse b) am Samstag, den 18. April, 8 Uhr.
III. Jahrgang (Klasse a) am Montag, den 20. April, 8 Uhr.
I. Jahrgang, am Dienstag, den 21. April, 8 Uhr.
- Die Schülerinnen der Mädchenfortbildungsschule des 1. Jahrgangs (Schulklasse) melden sich am Montag, den 20. April, um 8 Uhr, in der Hindenburgschule.
- Fortbildungsschulpflichtig sind alle Knaben und Mädchen, die in der Zeit vom 1. Mai 1919 bis 30. April 1922 geboren sind und keine staatliche höhere Lehranstalt oder Fachschule besuchen.
Durlach, den 11. April 1936.
Das Schulanst.

Bezirksgewerbeschule Durlach.

Das Schuljahr 1936/37 beginnt am
Mittwoch, den 15. April 1936.

Sämtliche in die Gewerbeschule neu eintretenden Schüler und Schülerinnen haben sich an diesem Tage morgens 8 Uhr mit Schreibfeder, Bleistift und dem letzten Schulzeugnis versehen, im 2. Stock des Gewerbeschulgebäudes einzufinden.

Zum Besuch der Bezirksgewerbeschule sind verpflichtet: alle in den Gewerbebetrieben der Gemeinden Berghausen, Durlach, Gröningen, Grünwettersbach, Hohenwettersbach, Jöhlingen, Kleinfeldbach, Palmbach, Söllingen, Stupferich, Untermühlbach, Wolfartsweier und Wölschbach beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen (Gesellen, Gehilfen, Lehrlinge, Lehrladchen) bis zum vollendeten 18. Lebensjahre.

Probezeit oder Beginn der Lehre im elterlichen Betrieb entbindet nicht von der Verpflichtung zur Anmeldung.

Der freiwillige Besuch der Bezirksgewerbeschule und sofortige Anmeldung zum Schuljahresbeginn ist dringend anzuraten: solchen Schulpflichtigen, welche erst später einen gewerblichen Beruf erlernen wollen, weil für sie augenblicklich eine Lehrstelle oder gewerbliche Beschäftigung nicht gefunden werden kann oder aus gesundheitlichen Gründen ein späterer Eintritt in die Lehre ratsam erscheinen lässt.

Durlach, den 4. April 1936.
Die Direktion.

Bezirks-Handelschule und Höhere Handelsschule Durlach.

1. Bezirks-Handelschule (Vollschule).

Alle in den Gemeinden Durlach, Berghausen, Gröningen, Grünwettersbach, Hohenwettersbach, Jöhlingen, Kleinfeldbach, Palmbach, Söllingen, Stupferich, Mutschelbach, Weingarten, Wolfartsweier und Wölschbach mit kaufm. Arbeiten beschäftigten jungen Leute beiderlei Geschlechts (Lehrlinge, Gehilfen, Kolonistare) unter 18 Jahren sind zum Besuch der Bezirks-Handelschule Durlach verpflichtet.

Die neu eintretenden Schüler und Schülerinnen haben sich am
Mittwoch, den 15. April 1936, vormittags 8 Uhr,
im Schulgebäude einzufinden und ihr letztes Schulzeugnis sowie Schreibmaterial mitzubringen.

Die Betriebsführer sind verpflichtet, die in ihren Betrieben beschäftigten handelschulpflichtigen jungen Leute rechtzeitig anzu- und abzumelden, ihnen die zum Schulbesuch nötige Zeit zu gewähren und sie zum gewissenhaften und regelmäßigen Besuch der Schule anzuhalten. Die Schulpflicht beginnt mit dem Tag des Eintritts in das Geschäft. Probezeit entbindet nicht vom Schulbesuch. Freiwillige Schüler und Schülerinnen werden aufgenommen.

2. Höhere Handelsschule (2jährig)

Die bereits angemeldeten und noch anzumeldenden Schüler und Schülerinnen haben ebenfalls zu obengenanntem Termin zu erscheinen. Aufnahme finden hiesige und auswärtige junge Leute nach dem Besuch der Volksschule oder der entspr. Klassen der höh. Schulen. Der erfolgreiche Besuch dieser Schulabteilung befreit von jeder weiteren Schulpflicht und verleiht die mittl. Reife.

Die Direktion.

Abonnenten kauft bei unseren Inserenten!

„Festhalle“ Durlach

Jeden Sonntag TANZ! Stimmungs-
kapelle!

Neue Karlsburg

Über die Osterfeiertage

reichhaltige Auswahl an Speisen und Getränken in bekannter Güte zu billigen Preisen. KARL GULAT

„Stadion Durlach“

Am
Osternmontag Frühlingsstanz
Kapelle Fidelitas

Empfehle über die Feiertage
das beliebte

Moninger Berthold Bräu

vom Faß, sowie meine bekannt
bestgepflegten Weine

Bahnhofwirtschaft

Inhaber: Otto Ehmann.

„Roter Löwen“

Osternmontag abend großes

Unterhaltungs-Konzert

wozu einladet

Familie Julius Enderle.

Im neuhergerichteten

Krokodil Konzert.

Osternmontag ab 6 Uhr

„Gasthaus zum Pflug“

Ostersonntag und -Montag

Künsler-Konzert

ausgeführt von der Zigeuner-Kapelle Eckstein.

Es ladet freundlichst ein

Christian Jäger u. Frau.

Wo gehe ich über Ostern hin?

nach Hohenwettersbach ins

Gasthaus zur Hochburg

● Ostersonntag: Gartenkonzert

● Osternmontag: TANZ

KAPELLE WILLY DRITSCHLER, SPEYER

Empfehle meine erstklassigen Speisen

sowie Durbacher alte und neue Weine

Es ladet ein: Alfred Vogt, Metzgermeister

Radio

Vollsendefänger, Ant. 7.25

und 18 Raten 4.40

Elektro-Radiobaus Müller

Schloßstraße

Gasherde

in jeder Kreislage bei

Wilhelm Stoll

Installationsgesch., Leopoldstr. 4.

Ihre Vermählung geben bekannt

Dipl. Ing. Paul Brömme

O'Stuf. u. Adjutant 109

Else Brömme

geb. Völter

Karlsruhe-Gartensdorf Ostern 1936

Primelweg 10

Ihre Verlobung geben bekannt

Herta Semmler

Dr. Ing. Karl Schuster

OSTERN 1936

DURLACH
Amalienstrasse 13

MANNHEIM
E. VII. 2.

NEUES vom Edelweißrade

Seit 1902 habe ich Ihr Edelweißrad - Dauerrad im Gebrauch. Es hat in den 33 Jahren viel aushalten müssen, es wurde nicht geschont.
Heinrich Pinkall, 21. 11. 1934, Baurer, Spieren, Ostpr.
Die Edelweiß-Nähmaschine Salon-Schrankmöbel ist in tadellosem, verpackten Zustand angekommen. Es ist kaum glaublich, für diesen niedrigen Preis, eine solche gute und schöne Nähmaschine zu erhalten.
Polizei-Hauptwachtmeister Breier, 5. 10. 1935, Hindenburg (Oberschles.)
Auch Sie werden wir zufriedenstellen. Über 2 Millionen Edelweißräder seit 1897 schon geliefert. Lieferung an Private.
Verlangen Sie unseren neuesten Katalog Nr. 135
Edelweiß-Decker, Fahrradbau, Deutsch-Wartenberg, 143

Für die Festtage



empfiehlt

Naturwein 70 Plennig
Kreuznacher Liter

Jul. Schaefer, Blumen-Drogerie

Preuß. Süddeutsche

Klassenlotterie

? 10 000 Rmk für 3.- Mk. - ? 100 000 Rmk für 5x3 Rmk ?

Ziehung 1. Klasse 24. 25 April

Frh. v. Teuffel, Karlsruhe, Douglasstr. 6

oder

Steinbrunn Durlach, Adolf Hitlerstraße 45

Ein Plügn können fast Erfolge bringen
Und sorgt für gute Einkünfte



40 gr wiegt ein Küken
am 1. Tag und 1000 gr
nach 3 Monaten, also das
25fache! Auch Knochen,
Legeorgane, Muskeln usw.
sollen sich gesund u. kräftig
entwickeln. Welche große
Aufgabe für das Futter! — Darum füttert
das gute, gehaltvolle

Muskator

Erstlingsmehl und
Küken-Körnermischfutter

Bergisches Kraftfutterwerk G.m.b.H. Düsseldorf-Hafen



Ostersonntag, 12. April 36,
nachmittags 4 1/2 Uhr

Kickers Lauterbach

gegen

Spielvereinigung

Nachmittags 2 Uhr

Gaggenau Res.

gegen

Spielvereinigung Res.

Ein guterhaltener

Küchenbüfelf

zu verkaufen.

Zu erfragen im Berlag.

Für die vielen Beweise
aufrichtiger Freundschaft
anlässlich unserer Silber-
hochzeit sagen wir allen
herzlichsten Dank.

Familie Chr. Schucker

Sherrenfrühjahrmantel
wie neu, preiswert zu verkaufen
Weingartenstraße 7, part.

Für 68 Pfennig
kann er sich wie
ein König,
denn „Lebewohl“
das gute Pfaster
verliebt sein
Hühneraugen-
laster.

Blechdose (8 Pfaster)
68 Pfg. in Apotheken
und Drogerien.

Sicher zu haben:
Adler-Drog. H. Hinkelmann, Central-
Drog. P. Vogel, Adolf Hitlerstr. 74.

seinen wenigen weiß gestrichenen Möbeln und den hellen, aber leeren, nur mit einem Kreuzifix geschmückten Wänden den Eindruck eines Krankenzimmers machte.

In einem der weißen Betten lag der Mann. Sein Rausch hatte sich inzwischen unter Beihilfe eines Arztes so weit verflüchtigt, daß er wieder bei Besinnung war, wenn es auch noch wüßte in seinem Kopf auslag, um den sich die grauen Fäden der Erschlaffung und des Ragenjammers spannen.

Er sah, durch Rissen gestützt, aufrecht im Bett. Die Haare hingen ihm wirr in das aufgedunsene Gesicht. Mit verschwommenen wässerigen Augen schaute er im Zimmer umher, als begreife er immer noch nicht, wie er hierher gekommen sei. Was in der letzten Stunde geschehen war, lag für ihn in einen undurchdringlichen Nebel gehüllt.

Als Gitta jetzt an das Bett trat, drehte sich der Mann nach ihr um, und vor Staunen blieb ihm beim Anblick Gittas der Mund offen stehen. Gitta aber wich erschrocken ein paar Schritte zurück, als sie den Mann erkannt hatte.

„Meinhardt ... Sie?“ stieß sie beinahe überwältigt über dieses unerwartete Zusammentreffen hervor.

Dann war es ihr, als ob man plötzlich einen Schleier von ihren Augen genommen hätte, sie glaubte auf einmal sehend geworden zu sein: Meinhardt ... warum war sie nie auf den Gedanken gekommen, ihn in den Bereich ihrer Nachforschungen zu stellen? Vor ihrem Geist stand mit einem Male jene Szene, wo Robert ihm im Büro in ihrer Gegenwart einen Schlag versetzte. Es war nur natürlich, daß Meinhardt in Robert den Zerstörer seines Lebensglückes sah. Wenn Robert tot war, hatte er eine neue Chance, sie zu erringen und sie zu seinen Gunsten umzustimmen. Waren das nicht Motive, daß man Meinhardt ebenso gut verdächtigen konnte wie Paul Wylser?

Meinhardt war sonderbar unbegreiflich zumute, als ihn Gitta wortlos, fast geistesabwesend, ansah.

„Ja, schauen Sie mich nur an, Gitta Lindt ... so weit ist es mit mir gekommen“, sagte er aus einer gewissen Verlegenheit heraus mit rauher Stimme, „durch Ihre Schuld. Die Liebe zu Ihnen hat mich verbrannt, daß nur ein Häufchen Elend übriggeblieben ist.“

Er fuhr unbewußt mit den klaffen Händen ein paar mal über die Bettdecke, als könnte er damit sein aufgeregtes Inneres besänftigen.

„Ich habe es nicht überwinden können, daß Sie mich von sich gestoßen haben. Nur um zu vergessen ... Sie ... und vieles andere, bin ich dem Trunk verfallen.“

Wieder bewegten sich seine Hände über die Bettdecke wie seltsame Reptile. Er wartete ein wenig, weil er hoffte, von Gitta ein gutes Wort zu hören. Als das ausblieb, begann er wieder:

„Man hat mich in der Bank fristlos entlassen. Begreiflich, man kann keinen Kassierer brauchen, der immer betrunken ist. Sie allein könnten mich den Krallen des Schnapfes entreißen, mich aus dem Sumpf herausziehen, in dem ich bis zum Hals stecke, und in dem ich ohne Gnade versinken muß ... Auch mir schien das Leben einmal rosenrot, Gitta ...“

Er war auf die Kissen zurückgefallen, und ein verhaltenes Schluchzen drohte seine schwer atmende Brust zu zersprengen.

Gitta hatte diesen verzweifeltsten Anklagen nur halb zugehört, sie fanden in ihrem Innern keine Resonanz. In diesem Augenblick lagen ihr andere Fragen näher als diese Selbstbezüglichungen, die wohl nur seinem Ragenjammer entsprangen.

Die Brieftasche brannte in ihrer Hand wie glühendes Eisen.

„Gehört die Ihnen?“ fragte sie, indem sie ihm die Brieftasche hinhielt.

Meinhardt erhob sich wieder ein wenig und streifte die Brieftasche mit einem Blick aus dem Augenwinkel.

„Die? Wenn ich aufrichtig sein soll, nein!“

„Sie wollen mir das nicht sagen, was man Ihre Person festhalten wollte und man nach einem Ausweis suchte, in Ihrem Rod gefunden“, entgegnete Gitta. „Sie enthielt auch einen Zettel mit meiner Adresse.“

„Ja, der stammt von mir. Aber die Brieftasche ist, beim rechten Licht betrachtet, eigentlich nicht mein Eigentum.“

„Warum sagen Sie die Unwahrheit?“

Meinhardt fuhr zornig auf.

„Ich habe keine Ursache, Ihnen etwas vorzumachen.“

„Woher haben Sie dann die Brieftasche?“

„Gefunden“, gab er mit einer wegwerfenden Handbewegung zurück.

„Wieso gefunden? Wo?“

Meinhardt rümpfte etwas die Nase, als handle es sich um etwas Anrüchiges.

„Na, jetzt, wo man den Mörder gefaßt hat, kann ich ja davon sprechen. Ich fand die Brieftasche in jener Mordnacht im Gras des Gartens liegen ... ganz nahe beim Haus“, antwortete er gelassen.

Gitta horchte auf.

„Bitte, erklären Sie sich näher.“

„Am Vorabend Ihrer Hochzeit trieb ich mich zerquält, in meinem Innern zerrissen von Eifersucht, weil Sie morgen einem anderen angehören sollten, um die Wernburgische Villa herum ... was ich eigentlich wollte, wußte ich in jener Nacht selber nicht. Ich dachte nur, dort hinter dem hell erleuchteten Fenster, übrigens das einzige im ganzen Haus, hinter dem damals noch Licht brannte, sitzt nun Robert und freut sich seines Glückes, das er dir weggeschluppt hat. Von neuem loderte in mir die Flamme der Eifersucht auf. Mit zusammengebißenen Zähnen wollte ich weitergehen, um mich schlafen zu legen, da sah ich plötzlich bei dem schwachen Lichtschein aus Roberts Zimmer im Gras diese Brieftasche liegen. Damals wußte ich mit dem Fund nichts Rechtes anzufangen, heute bin ich überzeugt, daß der Mörder sie auf der Flucht verloren hat.“

Gitta konnte ein unbestimmtes Mißtrauen nicht loswerden.

„Warum haben Sie den Fund verheimlicht?“

„Das mußte ich, um nicht in die Gesichte mit hineingezogen zu werden. Man kann da in die schönsten Unannehmlichkeiten geraten, denn die Polizei ist von einer unbezwinglichen Neugierde. Sie hätte bestimmt wissen wollen, was ich zu einer so späten Stunde noch vor der Villa Wernburgs zu suchen hatte, und man hätte meine Behauptung, mich habe Ihr Verlust herumgejagt, als Ausrede betrachtet und mich schließlich noch als Mörder verdächtigt. Nein, lieber die Finger davonlassen, sagte ich mir.“

„Warum ließen Sie dann die Tasche nicht lieber im Gras liegen? Die Polizei hätte sie am Morgen gewiß entdeckt und damit einen weiteren Beweis gegen Wylser gehabt“, erwiderte Gitta ein bißchen kategorisch, so daß Meinhardt mit verbissener Miene zu ihr auf sah.

„Sie glauben mir wohl nicht? Aber es ist wirklich so, wie ich gesagt habe. Daß die Polizei sie vielleicht finden könnte, ist mir damals nicht in den Sinn gekommen, denn ich wußte ja noch nichts von einem Mord.“

„Auf den Glauben kommt es hier nicht an. Wirklichkeit ist noch keine Wahrheit“, beharrte Gitta auf ihrer Meinung. „Haben Sie denn in der Brieftasche nichts entdeckt, was auf den Besitzer hinweisen konnte, nichts, was irgendwie auf den Mord Bezug hatte? Sie werden sie doch genau durchsucht haben?“

„Allerdings habe ich das“, erwiderte er jetzt wieder vollkommen ruhig, „schon weil ich gern den Namen des Unbekannten gewußt hätte. Aber sie enthielt außer einigen Schweizer Briefmarken nur einen Zettel der Schweizer Kantonalbank in Zürich, auf dem zweihundert Franken in Reichsmark umgerechnet waren und einen Fahrchein der Züricher Straßenbahn.“

(Fortsetzung folgt am Samstag, den 18. April 1936.)

Roman-Blatt

Beilage zum Durlacher Tageblatt

Das Geheimnis um Wernburg

VON MAX NEAL — (Copyright by Prometheus-Verlag, Gröbenzell bei München)

11

„Ich las zufällig in einer Züricher Zeitung, daß Robert Wernburg in seiner Heimatstadt seine Hochzeit mit Fräulein Gitta Lindt feiern wird“, sagte Paul jetzt wieder gefaßt und ruhig. „Diese Nachricht riß die kaum geschlossenen Wunden in mir wieder auf. Ein heiliger Zorn erwachte in mir und ich beschloß, diese Heirat irgendwie zu hintertreiben. Ich gebe offen zu, es war ein reines Rachegefühl, das mir diesen Gedanken eingab ... ja, ja Rache aus Haß geboren. Er sollte nicht mit einer anderen Frau glücklich leben, während das Leben Dorothees durch ihn für immer zerstört war. Zu langen Überlegungen hatte ich keine Zeit. Rasch entschlossen sandte ich Robert ein Telegramm und kam spät nachts an.“

„23.30 Uhr traf Ihr Zug ein“, stellte der Untersuchungsrichter nach einem Blick in die Akten fest. „Dachten Sie denn Robert Wernburg um diese Stunde noch anzutreffen?“

„Darüber hatte ich mir keine Gedanken gemacht. Ich hoffte, daß er mich auf mein Telegramm hin erwarten würde. Als ich gegen Mitternacht an das Wernburgische Haus kam, sah ich, daß alle Fenster im Finstern lagen, man also bereits zur Ruhe gegangen war. Ich schritt um das Haus herum auf die andere, vom Garten begrenzte Seite. Dort bemerkte ich in einem Parterrezimmer, von dem die Tür auf eine Terrasse führte, noch Licht.“

„Konnten Sie denn so ohne weiteres in den Garten gelangen?“ fragte der Kriminalinspektor.

„Nein, das Tor vorne war bereits versperrt, es blieb mir also keine andere Wahl, als über das Gitter zu klettern. Ich vermutete, daß in diesem erleuchteten Zimmer Robert meiner harrete. Vorsichtig, jedes Geräusch vermeidend, näherte ich mich der Terrasse und stieg die Treppe hinauf. Als ich in das Zimmer schaute, wußte ich, daß ich recht am Orte war. Ich trat ein, und das erste, was ich merkwürdigerweise sah, war mein Bild, das seitwärts auf dem Schreibtisch stand. Durch mein Eintreten aufmerksam gemacht, wandte sich Robert, der am Schreibtisch saß, jäh nach mir um und sprang auf. Er war freideblich geworden und vermochte zuerst kein Wort hervorzubringen. Endlich stotterte er: „Was ... was willst Du von mir?“ Ich lachte hart auf. „Das fragen Sie noch? Ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, daß Sie ein schamloser Lump sind.“ Robert zuckte wie unter einem Peitschenhieb zusammen und begann stoßweise zu sprechen: seine Liebe zu Dorothee habe er als Irrtum erkannt, sie wäre nie eine Frau für ihn gewesen und was solche erbärmliche Ausflüchte noch mehr waren. Ich erhob die Faust zum Schlag, aber Robert duckte sich feige, kreischte auf, ehe ich noch zuge schlagen hatte. Da ließ ich die Faust sinken. „Ich will meine Hand an Ihnen nicht beschmutzen“, sagte ich, von einem heftigen Widerwillen ergriffen. „Aber daß Ihre

Hochzeit nicht stattfindet, dafür werde ich sorgen. Morgen früh werden Ihr Vater und Ihre Braut von allem unterrichtet sein.“ Nun fing Robert an zu jammern und zu betteln: er liebe seine Braut, ich dürfe sein Glück nicht zerstören. Als ich ihm vorhielt, daß er ja auch auf das Glück Dorothees keine Rücksicht genommen habe, daß er sie in ihrem Elend und Leid schamlos im Stich gelassen habe, und ich deshalb keine Ursache hätte, ihn zu schonen, da winselte er wie ein hysterisches Frauenzimmer, klammerte sich an mich und bat kniefällig, ihm zu verzeihen. Mir stieg der Ekel über diesen haltlosen Menschen bis zum Hals. Ich packte ihn vorne an der Brust, schleuderte ihn von mir, daß er an den Schreibtisch taumelte. Dann verließ ich das Zimmer auf dem gleichen Weg, auf dem ich gekommen war. Mit dem ersten Zug fuhr ich nach Zürich zurück.“

Wylser schwieg. Leise schüttelte er seinen Kopf an Gitta, die noch immer neben ihm stand und seinen Worten mit steigender Erregung gefolgt war, und schloß die Augen.

Dr. Sämi schnippte ein Aschenstäubchen von seinem Rockärmel und meinte:

„In Ihrer Geschichte ist am Schluß eine kleine Lücke ... eine Lücke von einigen Minuten, und zwar von da ab, wo Sie Robert Wernburg an den Schreibtisch geschleudert hatten, bis zu dem Augenblick, wo Sie das Zimmer verließen. Was in diesen paar Minuten geschehen ist, verschweigen Sie uns.“

Paul setzte sich wieder aufrecht in seinen Stuhl.

„Ich habe nichts verschwiegen.“

„Doch ... fuhr der Kriminalinspektor dazwischen, ... nämlich, daß Sie in Ihrem begreiflichen Ekel und in Ihrem verständlichen Haß auf den Menschen, der das Leben Ihrer Schwester frivol vernichtet hat, ihm das Messer in dem Augenblick in den Rücken gerannt haben, als er an den Schreibtisch taumelte und sich dort wahrscheinlich festhalten mußte, um nicht zu stürzen. Dabei hat er unbewußt und rein instinktiv nach Ihrem auf dem Schreibtisch stehenden Bild gegriffen, das durch den Anstoß herabzufallen drohte. So sank er von dem tödlichen Stich getroffen mit Ihrem Bild in der Hand zusammen.“

Paul war in die Höhe gefahren.

„Halten Sie mich für einen Meuchelmörder?“ knirschte er. „Wenn ich ihn getötet hätte, hätte ich es nicht hinterücks getan. Aber ich habe mit dem Mord nichts zu tun. Ich ließ, als ich ging, einen feigen, schluchzenden, aber lebenden Menschen zurück.“

Der Untersuchungsrichter rieb sich das Kinn, dann sagte er sichtlich verärgert:

„Kein Gericht wird Ihnen glauben, daß Sie zu Robert Wernburg lediglich zu dem Zweck gefahren sind, um ihm mitten in der Nacht ein paar Grobheiten an den Kopf zu

wersen, und daß Sie dann wieder schön brav nach Hause gereist sind. Nur Sie kommen für die Taterschaft in Frage, oder verlangen Sie wirklich, daß wir annehmen sollen, nach Ihnen sei bei Robert Wernburg ein zweiter Besucher eingedrungen, der Ihnen die große Gefälligkeit erwiesen haben sollte, den Mann zu ermorden, den Sie eigentlich töten wollten, dem Sie aber plötzlich großmütig das Leben geschenkt haben wollen. Ich kann Ihnen also nur immer wieder raten, die kleine Lücke in Ihrer Geschichte auszufüllen und endlich zu gestehen."

Wylser geriet wieder aus seiner Ruhe, die über ihn gekommen war, seit er alles ausgesprochen hatte und rief empört aus:

"Herr Doktor Sämi . . . Sie denken wohl, wenn Sie immer wieder das gleiche wiederholen, mir immer wieder in das Gehirn hämmern möchten, nur ich sei der Mörder, dann werde ich allmählich schon müde werden und unter dieser Folter ein Geständnis ablegen. Geben Sie diese Hoffnung auf, Herr Untersuchungsrichter. Was ich zu gestehen hatte, habe ich gestanden . . . und darum werde ich von jetzt ab auf keine Frage mehr antworten."

"Das wird sich finden", meinte Dr. Sämi und klingelte. Er wußte aus alter Erfahrung, daß das Verhör in ein Stadium getreten war, wo man es abbrechen mußte. „Der Untersuchungsgefangene ist abzuführen“, rief er dem eintretenden Beamten zu.

Paul wandte sich zum Gehen. Da schlug Gitta die Arme um seinen Nacken und flüsterte ihm mit großer Innigkeit zu:

"Paul, ich glaube dir . . . jetzt glaube ich an deine Unschuld . . . und sie wird und muß sich herausstellen. Was ich dazu tun kann, soll geschehen, denn es ist schließlich auch meine Schuld, daß du in diese furchterliche Lage geraten bist."

Sie preßte ihren Kopf an seine Brust, und er fühlte das leise Beben, das durch ihren Körper rann. Langsam sagte er:

"Es ist nicht deine Schuld . . . wenigstens nicht mehr als meine eigene. Ich hätte daran denken müssen, daß dieser Verdacht auf mich fallen könnte, und ich hätte vorbeugen sollen. Der Schein ist gegen mich. Warum hättest du allein dich von ihm nicht täuschen lassen sollen? Also, gräme dich nicht, Gitta, und erfülle mir eine Bitte: kümmer dich um Dorothee."

Er küßte sie, dann machte er sich hastig los und folgte dem Begleitern.

Gitta starrte noch eine Weile nach der Tür, durch die Wylser verschwunden war, dann drehte sie sich zu den Herren um, die dem Vorgang verwundert zugehört hatten.

"Meine Herren", begann sie, "für mich besteht kein Zweifel mehr, daß Herr Wylser unschuldig ist, und daß sich alles so zugetragen hat, wie er es erzählt hat." Ihre Augen gingen von einem zum anderen; prüfend, als erwartete sie, daß sie ihr zustimmen müßten.

"Wir bedauern, nicht Ihrer Meinung zu sein, Fräulein Lindt", entgegnete Dr. Sämi, "wir sind vielmehr überzeugt, daß wir in ihm den Täter gesucht haben."

"Ich sage Ihnen, Sie irren sich. Sie müssen sich irren. Sie kennen diesen Mann zu wenig, um zu begreifen, daß er die volle Wahrheit gesprochen hat."

"In diesem Punkt wollen wir Ihnen den Vorrang nicht streitig machen", sagte der Kriminalinspektor leicht ironisch. "Nach der kleinen, hübschen Szene zwischen Ihnen und Herrn Wylser meine ich jedoch, daß Sie nicht mehr unvoreingenommen genug sind, um die Sachlage objektiv zu beurteilen."

Gitta lächelte ein wenig.

"Vielleicht ist das Gegenteil richtig, Inspektor. Für mich beginnt jetzt erst meine Aufgabe, mit der Sie mich beauftragt haben, nämlich: den wirklichen Mörder zu finden."

Sie nickte den beiden zu und ging. Dr. Sämi erhob sich etwas schwerfällig aus seinem Stuhl

und klappte die Akten zu.

"Sie hatte die Geschichte eigentlich recht geschickt angepaßt. Schade, daß sie jetzt versagte."

Vierzehntes Kapitel.

Viele Wochen waren darüber hingegangen, ohne daß sich das Schicksal Wylsers, der immer noch in Untersuchungshaft saß, irgendwie entschieden hätte, bis eines Tages der Zufall in das Spiel eingriff, und die Karten so mischte, daß Wylser nur wenig Aussicht mehr blieb, das Spiel zu gewinnen.

An einem trüben, regnerischen Frühabend torkelte ein Mann, dessen Neukeres noch erkennen ließ, daß er einmal bessere Tage gesehen haben mußte, aus einer Schänke, die in einer engen Gasse beim Neumarkt lag.

Der Regen rieselte vom grauschwarzen Abendhimmel herab. Die Ränder der Straßenlaternen, die düster brannten, waren mit schimmernden Tropfen behangen, die sich langsam vergrößerten und dann, noch einmal aufleuchtend, zu Boden fielen, um neuen Plag zu machen, denen das gleiche Los bestimmt war: Entstehen und Vergehen. In den Dachrinnen orgelte melancholisch das Wasser.

Die schlecht erhellte Gasse war um diese Stunde still und menschenleer, nur die taumelnden Schritte des Betrunknen auf dem holperigen Pflaster hallten an den Wänden der Häuser wider. Der Mann hielt sich nur schwer auf den Beinen, und es gelang ihm nur durch ein kietes Vordere von einer Hauswand zur anderen, sein Gleichgewicht zu bewahren.

Er mochte so einige zwanzig Meter die Gasse entlang gegangen sein, als schließlich der Alkohol Sieger blieb, und er in eine Wasserpfütze fiel. Der Hut fiel ihm vom Kopfe und rollte zur Seite.

Der Betrunkene machte einige vergebliche Versuche, sich zu erheben, gab es aber dann auf. Das Haupt auf den untergeschobenen Arm gelegt, überwältigte ihn allmählich der Schlaf.

Das Wasser lief in kleinen Bächen über seinen Rücken, die durchnässten Haare hingen ihm in die Stirn und ließen Tropfen um Tropfen über sein bleiches, vom Trunk gerütteltes Gesicht kollern. Seine Augen waren geschlossen, mit aufgeblähten Waden stieß er gleichmäßig die Luft aus.

So fand ihn nach Verlauf einer halben Stunde eine Soldatin der Heilsarmee, die im Begriff stand, tapfer und unerschrocken die übel beleumundeten Kneipen in jener Gegend aufzusuchen, um den der Trunksucht Verfallenen die Heilsbotschaft zu verkünden.

Auf ihrem schmalen, klaffen Antlitz mit den etwas verträumten Augen zeigte sich nicht das geringste Erstaunen, als sie den auf der Straße liegenden Mann betrachtete. Sie war an derartige Anblicke gewöhnt. Langsam beugte sie sich zu ihm nieder, schüttelte ihn, rief ihn an, aber er gab nur einen grunzenden Ton von sich.

Das Mädchen ging zum nächsten Telefon und holte Hilfe herbei, und bald darauf hatte man den Betrunknen in die von der Heilsarmee geleitete Rettungsstation für Trinker geschafft.

Dann war die Gasse wieder in ihre scheinbare Verschlafenheit versunken, die nur eine Masse war, denn im tiefen Schatten der Häuser huschte verborgen und lautlos listiges Gejodel.

Gitta und Frau Inselin, die sich mit Gitta vollkommen ausgehört hatte, seit sie wußte, daß diese jetzt auf der Seite Wylsers war und alles daran setzte, seine Unschuld zu beweisen, standen um die gleiche Stunde ziemlich ratlos im Arbeitszimmer Pauls.

Sie hatten nochmals systematisch den Schreibtisch, die Schränke und Fächer durchsucht, um einen Anhaltspunkt zu finden, der Licht in die Mordaffäre bringen sollte. Auch in Pauls Büro und in der Fabrik hatte Gitta eingehend Nachschau gehalten, und nach langem Bitten und Drängen hatte sie den Kriminalinspektor dazu gebracht, nach Hause zu fahren und dort im Zimmer Roberts nach Spuren zu

suchen, denn sie selbst wollte nicht von Zürich fort wegen Dorothee und weil sie in der Nähe Pauls sein wollte, um ihn durch ihre Besuche in der Untersuchungshaft aufzurichten.

Dr. Römer hatte ihr den Willen getan, aber nicht um in Gittas Sinn zu wirken, sondern mit der bestimmten Absicht, nach weiterem belastenden Material gegen Wylser zu suchen, das ihm vielleicht bei der ersten Durchsuchung entgangen war oder das er als nicht wichtig beiseite ließ, weil ihm ja damals die Geschichte Wylsers noch nicht bekannt war. Er war von Wylsers Schuld fest überzeugt und bezeichnete die Hoffnungen Gittas als Illusionen. Aber auch Dr. Römer kam ungerichteter Dinge wieder zurück. Die Vermutungen Gittas blieben weiter erfolglos.

Immer wieder sprach sie bei Wylsers Verteidiger vor, schiedete mit ihm Pläne u. verwarf sie wieder, sobald er ihr klarmachte, daß sie nicht zum Ziel führen könnten. Sie sah oft verzweifelt in seiner Kanzelei, wenn er erklärte, Wylser vermöge nur ein Wunder zu retten, die Indizien gegen ihn seien zu erdrückend. Das einzige, was er vielleicht erreichen konnte, war, daß man die Anklage auf Mord fallen läßt und sie auf Totschlag im Affekt umwandelt wird.

Alles das jagte ihr durch den Sinn, während sie jetzt in dem Raum stand, in dem alle Dinge die Erinnerung an seine Persönlichkeit ausstrahlten. Sie ließ sich entmutigt in den Schreibtischstuhl fallen, stützte die Ellenbogen auf den Tisch und starrte, das Kinn in der Hand, vor sich hin.

"Nichts . . . nichts . . ." sagte sie mit einem tiefen Seufzer, "nicht der kleinste Fingerzeig, der uns aus diesem Wirrsal führen könnte. Ein Fehlen Papier . . . irgendeine unbedeutende Kleinigkeit, sie würden genügen, uns auf die richtige Spur zu bringen."

Frau Inselin stimmte ihr mit betrübter Miene zu.

Gitta überkam eine große Hoffnungslosigkeit. So manche Nacht hatte sie in der versteinerten Lade ihrer Erinnerung gekramt, darüber nachgedacht, ob sie sich nicht irgendeiner Bemerkung oder einer Äußerung Roberts erinnerte, die wie ein Ariadnefaden ins Freie führen könnte. Aber ihr Nachdenken war vergeblich.

Gitta machte ein klägliches Gesicht. „Dabei ist Paul voll Zuversicht“, jammerte sie. „Erst gestern sagte er mir: „Was soll mir geschehen? Recht muß Recht bleiben, man kann mich nicht als Mörder verurteilen, wenn ich es nicht bin.“ Dabei wird jedes Wort, das er einmal gesprochen hat, künstlich aufgebläht, gedreht und gewendet, bis es sich in den Rahmen der Schuld einfügt. Nicht nur, was er getan hat, wird auf sein Konto gebucht, sondern auch, was er nicht getan hat. So fügen sie geschickt ein Glied der Kette an das andere, die ihn schließlich trotz allem ins Verderben reißen wird.“

Frau Inselin näherte sich Gitta und meinte leise:

"Gitta . . . Sie dürfen es mir nicht schlecht auslegen . . . aber ich komme immer noch nicht davon los, daß er es getan hat", und sie erschrak vor ihren eigenen Worten. „Aber es liegt doch so nahe . . . man könnte es ihm nicht verdenken, wenn er an dem Schänder von Dorothees Ehre die verdiente Strafe vollzogen hätte . . . ich meine natürlich nur . . . und . . . es liegt wirklich doch sehr nahe . . ." Sie stockte und schaute Gitta verzweifelt an.

"Nein . . . Frau Inselin . . . nein. Bei jenem Verhör hatte er sein Herz restlos aufgezeigt, und ich bin fest davon überzeugt, daß er nicht der Täter ist."

"Ach, wenn Sie recht hätten", wimmerte Frau Inselin. „Vielleicht sehen Sie weiter und tiefer mit dem Blick der großen Liebe. Darum glaube ich Ihnen. Ihr Vertrauen steht an."

"Ich habe recht . . . aber es beweisen . . . beweisen. Wenn es uns nicht gelingt, die Spur des wirklichen Mörders zu entdecken, wird Paul verurteilt."

Gitta hatte mit großer Leidenschaftlichkeit gesprochen, Frau Inselin rang die Hände und sagte immer wieder: „Mein Gott . . . mein Gott . . . das ist ja nicht ausdenken."

Gitta begann jetzt wieder ihr Hirn mit allen möglichen Vermutungen zu quälen, als ihr ein Besuch gemeldet wurde.

Die Tür öffnete sich und auf der Schwelle stand das Mädchen von der Heilsarmee. Gitta ging ihr überrascht entgegen.

"Sie wünschen?" fragte sie.

"Verzeihen Sie die Störung . . . wir haben nämlich einen vollkommen betrunkenen Mann aufgegriffen und ihn in unserer Rettungsstation untergebracht. Wir möchten nun gern seine Angehörigen davon verständigen, wo er sich befindet, damit sie sich nicht unnötig ängstigen", erwiderte das Mädchen mit leiser, singender Stimme.

Gitta begriff nicht recht.

"Warum kommen Sie dann ausgerechnet zu mir? Ich habe in Zürich keine Angehörigen. Wer ist der Mann?"

"Das wissen wir nicht. In seiner Brieftasche", dabei überreichte die Soldatin der Heilsarmee Gitta eine alte Brieftasche, "fanden wir nichts weiter als einen Zettel mit Ihrer Adresse, und deshalb nahmen wir an, daß Sie den Mann kennen."

Gitta öffnete die Brieftasche und fand darin tatsächlich einen Zettel, auf den ihr Name und ihre Adresse getriggert war. Sie zeigte ihn auch Frau Inselin, die aber keine Erklärung wußte.

"Ich verstehe nicht, wie der Mann zu meiner Adresse kommt", bemerkte Gitta kopfschüttelnd. „Wie sieht der Mann aus?"

"Wie ein Mensch aussieht, den der Teufel Alkohol in den Klauen hat: heruntergekommen und verwahrloht", antwortete das Mädchen von der Heilsarmee in der etwas getragenen, feierlichen Art eines Predigers.

"Nun jedenfalls kann ich Ihnen über den Mann keine Auskunft geben", erklärte Gitta und wollte dem Mädchen die Brieftasche zurückreichen. „Es tut mir leid, daß Sie sich umsonst herbemüht haben."

"Enthält denn die Brieftasche wirklich nicht den kleinsten Hinweis, wer der Mann ist?" mischte sich Frau Inselin ein. „Es ist doch immerhin merkwürdig, daß er sich Ihre Adresse aufgeschrieben hat."

"Wir haben nichts gefunden, was uns hätte Aufschluß geben können", sagte das Mädchen achselzuckend.

Gitta öffnete nochmals die Brieftasche und griff mit den Fingern in die verschiedenen Fächer. Plötzlich stockte sie, denn brachte sie mit einiger Mühe die abgerissene Ecke einer Photographie zum Vorschein, die sich in dem Winkel eines Faches festgeklemmt hatte.

Alle starrten erstaunt auf den sonderbaren Fund. Während aber Frau Inselin und das Mädchen ihm keinen besonderen Wert beimäßen, tauchte in Gittas Erinnerung jenes Bild Wylsers auf, das der Tote in der Hand hielt und an dem die linke Ecke fehlte. Wenn die gefundene Ecke zu jenem Bild gehörte, dann wäre ja eine neue Spur entdeckt. Sie konnte vor Erregung die Schlussfolgerung nicht ausdenken. Sie fürchtete, diese leise Möglichkeit, den wirklichen Mörder durch dieses kleine, unscheinbare Beweisstück vielleicht ausfindig gemacht zu haben, könnte schließlich doch nur eine Fata Morgana sein und wieder verschwinden.

Frau Inselin deutete auf das Stückchen Papier in Gittas Hand.

"Das nützt uns nichts. Daraus werden wir auch nicht klüger, wer der Mann ist."

"Vielleicht doch", entgegnete Gitta, vor Aufregung fiebernd. Dann zu dem Mädchen von der Heilsarmee: „Kommen Sie . . . ich muß den Mann sehen. Ich will wissen, wer er ist." Während sie sich der Tür zuwandte, rief sie Frau Inselin zu: „Roberts Mutter hat mich doch nicht im Stich gelassen."

Frau Inselin senkte auf, indes sie die Schubladen des Schreibtisches wieder in Ordnung brachte.

Das Auto mit Gitta und ihrer Begleiterin hielt kurze Zeit darauf vor der Rettungsstation der Heilsarmee. Man